



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Leichen-Ladies

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Leichen-Ladies

John Sinclair Nr. 597

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 12.12.1989

Titelbild von Nicolai Lutohin

Sinclair Crew

Leichen-Ladies

Was war die Zeit?

Eine relative Größe, eine Einheit, um Zeitspannen wie Sekunden, Minuten, Stunden und so weiter bestimmen zu können.

So sah es jedenfalls der Mathematiker.

Aber es gab auch Menschen, die den Begriff Zeit anders definierten, die mit der Zeit lebten, sich psychologisch orientierten und manchmal feststellen mußten, daß es für sie diesen Begriff eigentlich nicht mehr gab.

Sie hatten das Gefühl für die Zeit verloren! So erging es auch Mary Sinclair!

Seit Monaten schon lebte sie irgendwo, vielleicht sogar zwischen den Zeiten, in einer Lücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart und in einer völlig anderen Welt.

Sie war noch da, das fühlte sie. Mary Sinclair konnte sich anfassen, sie spürte ihren Körper, aber die Seele hatte den Bezug zur Realität längst verloren.

Sie lebte nicht, sie vegetierte dahin.

Es war keine Zeit mehr vorhanden, statt dessen Leere. Dazwischen immer wieder die Automatik der Nahrungsaufnahme, kleine erhellte Inseln in der ansonsten grauen Finsternis. Danach gab es nur wieder das Hineingleiten in diese Leere.

Sie lebte noch, sie konnte sich bewegen, sie stand auf, sie ging, aber ihr Raum war begrenzt.

Irgendwann lief sie gegen Mauern, da kam sie nicht mehr weiter, da wurde sie gestoppt.

Aufhalten, ihr klar machend, daß alles seine Grenzen hatte, daß andere über sie regierten und sie am Leben erhielten.

Sie sah die Sonne nur selten. Hin und wieder, wenn sie einen bestimmten Stand am Himmel erreicht hatte, schickte sie ihre Strahlen auch gegen das kleine Gefängnis, erwischte dabei das schmale, lukenartige Fenster und sandte den Schleier gegen einen grauen, staubigen Boden wie einen Quell der Hoffnung.

Sobald sie das Licht sah, bewegte sich Mary in den schmalen Strahl hinein, legte den Kopf zurück und richtete den Blick gegen das schmale Fenster, um aufzutanken.

Licht, Sonne, aber keine Hoffnung.

Die war innerhalb der vier Wände ebenso begraben wie sie. Auch wenn die Sonne mal hineinschien, so war es nicht mehr als ein Funken, der so rasch wieder erlosch.

Und sie wanderte weiter. Am Winkel der einfallenden Strahlen erkannte die Gefangene, daß viel Zeit verging, die sie in diesem furchtbaren Loch verbrachte.

Zweimal am Tag wurde sie geholt. Immer dann, wenn es finster war und ihre Bewacher ebenfalls im Halbschatten blieben, so daß sie von ihnen nichts erkennen konnte. Sie wurde durch einen schmalen Gang zu einer Toilette geführt, in der sich auch eine Waschgelegenheit befand.

Alles war mehr als primitiv. Rauher Stein, eine Rinne, in die das hochgepumpte Wasser floß. Trotz des warmen Wetters draußen fror Mary Sinclair, wenn sie sich wusch. Zudem gehörte sie nicht mehr zu den Jüngsten, und sie wunderte sich darüber, daß sie die lange Gefangenschaft überhaupt so gut überstanden hatte.

Es gab trotzdem etwas, das ihr Hoffnung einimpfte. Der Gedanke an ihre Familie.

Sie konnte sich vorstellen, wie sehr ihr Mann Harold und John, ihr Sohn, unter ihrem Verschwinden litten. Es war für beide furchtbar, nicht vergleichbar mit ihrem Schicksal, aber auch nicht weit davon entfernt. Und sie wußte auch, daß John, der Geisterjäger alles daransetzen würde, um sie aus den Klauen ihres Entführers zu befreien.

Das war Will Mallmann!

Mallmann, der ehemalige Kommissar und jetzige Vampir, Anführer der Aktion D wobei das D für Dracula stand. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, eine Weltmacht der Blutsauger zu gründen. Er würde den Anfang machen. Seine Vampire sollten sich auf der Welt verteilen und zuschlagen. Sie sollten sich auf die Menschen stürzen, sich an ihrem Blut laben und die Botschaft des Schreckens immer weiter hinaustragen.

Eine furchtbare Vorstellung, aber eine, mit der sie fertig werden mußte und es auch wurde.

Zu Beginn ihrer Gefangenschaft hatte sie nur geweint. Danach waren die Phasen der Apathie über sie gekommen. Mary Sinclair war mehrere Male verlegt worden. Immer dann tauchte der Vampir auf, wobei sie stets das Gefühl hatte, in die Fratze eines furchtbaren Monstrums zu schauen, eines Wesens, das Grauen abstrahlte, Kälte und Gewalt. Wie oft hatte er sie in die Höhe gerissen und ihr seine Zähne gezeigt, ihr gedroht, sie zu einem Blutsauger zu machen, aber er hatte sich bisher zurückgehalten.

Jetzt lag sie wieder in ihrem Gefängnis. Es war dunkel geworden.

Draußen zwar nicht, ein ungewöhnlich schwüler Sommertag neigte sich dem Ende entgegen, und selbst von der kühlenden Frische des Wassers war nichts mehr zu spüren.

Ein Lager, ein Tisch, ein Stuhl, eine kleine Öllampe, so hatte ihr Entführer das Verlies eingerichtet, in dem Mary Sinclair seit Monaten schmachtete. Die Gefangenen im Mittelalter hätten es nicht schlechter haben können. Vielleicht hatten sie mieseres Essen bekommen, das war auch alles. Ansonsten vegetierten sie ebenso dahin.

Zuerst hatte sie auch Furcht vor einer Folter gehabt. Sie war ausgeblieben, wenigstens die körperliche Folter, doch mit der seelischen hatten ihre Bewacher nicht gegeizt. Immer wieder war ihr erklärt worden, daß Mann und Sohn zwar eine Befreiung versuchten, aber es nicht geschafft hatten.

Sie gingen stets den falschen Weg, um irgendwann in die Falle der Blutsauger zu laufen.

Mary Sinclair war geschwächt, aber nicht so stark, daß sie nicht aus eigener Kraft hätte gehen können. Die Mahlzeiten, die man ihr gab, waren relativ gut. Sie sorgten dank ihrer vitaminhaltigen Kost dafür, daß sie nicht zusammenbrach.

Also wollte man etwas von ihr. Schließlich hielt man sie nicht grundlos bei Kräften.

Man hatte etwas mit ihr vor – und natürlich mit ihrer Familie, die ebenfalls in die Falle hineingeraten sollte. Eigentlich ging es nur um sie, um John, ihren Sohn.

Er und Mallmann waren zu Todfeinden geworden. Ein grausames Schicksal hatte das furchtbare Netz gespannt, in dem sich John Sinclair verfangen hatte.

Mallmann war schlau. Er wußte genau, was er an seiner Geisel hatte. Befand sie sich lange in seiner Gewalt, konnte er dem Geisterjäger am langen Faden laufen lassen.

Wieder wartete Mary Sinclair, und wieder verging die Zeit quälend langsam. Sie besaß nichts, nur ihre Erinnerungen an bessere Tage, aber auch die verblaßten allmählich.

So konnte sie nur da sitzen, warten, hoffen, und den Kreislauf der Tage beobachten.

Nur selten bekam sie außerhalb der Mahlzeiten Besuch. Dann schaute der Vampir für wenige Sekunden in ihr Verlies und freute sich über die Gefangenschaft der Frau. Er sprach nie, starrte sie an, nickte und zog sich wieder zurück.

Hin und wieder hatte sie Stimmen gehört, die durch das Fenster in ihr Verlies drangen.

Stimmen von Frauen, nie von Männern. So glaubte sie mittlerweile daran, daß die nähere Umgebung ihres Verstecks nur von Frauen bewohnt wurde. Dazwischen Mallmann als einziges männliches Wesen, falls man bei einem Vampir davon überhaupt sprechen konnte.

Allmählich sank die Sonne. Wie jeden Abend stand Mary Sinclair schräg neben dem Fenster, schaute in die Höhe, um die letzten Sonnenstrahlen zu sehen.

Sie erkannte den Ausschnitt und eine dunkle Wand, die an ihrem Rand eine rote Färbung zeigte. Dahinter senkte sich die Sonne, um der Nacht zu weichen.

Wieder würde es eine lange Nacht geben. Die Schwüle des Tages war einer widerlichen Feuchtigkeit gewichen, die auch das Verlies nicht schonte und sich klebrig über die Gestalt der Gefangenen legte. Sie fühlte sich unrein, beschmutzt und vernahm von draußen her ein leises Klopfen. Die Geräusche entstanden, als Regentropfen aus tiefhängenden Wolken auf die Blätter fielen. Sie waren allerdings nicht so laut, um die an der Tür überdecken zu können, denn Mary hörte genau das Schlurfen der Schritte.

Sie wußte, wer kam.

Plötzlich klopfte ihr Herz schneller. Frischer Schweiß bildete sich auf ihrer Stirn. Wenn diese Schritte erklangen, konnte es nur einer sein, der zu ihr wollte.

Mallmann!
Wenn er kam, dann stets allein. Er brauchte keinen Begleitschutz, und er war es auch, der sein Gesicht zeigte, im Gegensatz zu den anderen Personen, die Mary Sinclair zum Waschraum führten oder ihr das Essen brachten.
Sie wußte nur, daß es sich bei ihren Bewachern um Frauen handelte. Deren Gesichter aber hatte sie nie gesehen.
Mary wartete ab. Sie hatte sich in die Nähe der Fensterluke gestellt, ihr gegenüber stand auf dem Tisch die kleine Öllampe, nicht hochgedreht, so daß ihr Licht nur einen Teil der Platte erhellte und eine schummrige Insel innerhalb des Dämmers schuf.
Wie immer kratzte der Schlüssel im Schloß. Ein Geräusch, daß sie zu Beginn gestört hatte. Jetzt aber hatte sie sich daran gewöhnt und dachte nicht mehr darüber nach.
Die Tür wurde nach innen gestoßen. Wie immer knarrte sie nahezu erbärmlich in den Angeln, als würden sich das alte Holz und das verrostete Metall dagegen wehren, bewegt zu werden.
Mallmann ließ die Tür so weit aufschwingen, bis sie Kontakt mit der Wand bekam. Er selbst betrat das Verlies nicht und blieb auf der Schwelle lauernd stehen.
Sie starrten sich an.
Viel war für Mary Sinclair nicht zu sehen, weil das Licht einfach zu schwach war. Die hochgewachsene und natürlich dunkel gekleidete Gestalt des Blutsaugers malte sich wie ein erstarrter Schattenriß ab. Über den dunklen Konturen der Schultern schimmerte wie ein bleiches Gestirn das Gesicht.
Mary kannte die fahle Haut mit den eingefallenen Wangen. Die Nase des Blutsaugers sprang noch schärfer hervor als früher. Die Augen waren viel dunkler geworden. In ihnen lauerte ein unheimliches Versprechen und die gleichzeitige Gier nach Blut.
Glatt hatte er die Haare zurückgekämmt. Die Augenbrauen wirkten wie zwei gebogene Balken, die schmalen Lippen zeigten keine Röte. Alles an ihm war bleich und dunkel, sogar die Fingernägel zeigten eine dunkle Bemalung, aber die Farbe in den Pupillen konnte sich auch verändern, wenn Mallmann ein Opfer fixiert hatte.
Dann nahmen sie eine derart intensive Farbe an, daß sie schon an Feuerräder erinnerten.
Er kam näher.
Die Dunkelheit war sein Metier, da fühlte er sich wohl, und er setzte den ersten Schritt geschmeidig, aber dennoch langsam, als wollte er sich davon überzeugen, daß alles okay war.
Mary Sinclair atmete heftig. Mit einer fahrigen Bewegung strich sie das inzwischen sehr lang gewordene graue Haar zurück, und sie erkannte, daß Mallmann die Lippen zunächst zu einem wölfischen

Lächeln verzog und erst später die Zähne fletschte, so daß seine beiden Eckzähne deutlich hervortraten und hell schimmerten.

Er bewegte seine rechte Hand, als wollte er ein lästiges Insekt verscheuchen. Nicht Mary, sondern der Vampir paßte in dieses verfluchte Verlies, das für einen Todesboten wie ihn wie geschaffen war.

Seine Füße wirbelten kleine Staubwolken hoch, als er das Verlies betrat. Für einen Moment drehte er den Kopf und schaute die Lampe an, überlegte, ob er das Licht löschen sollte, ließ es jedoch brennen, da es ihn nicht zu sehr störte.

In der Mitte des Verlieses blieb er stehen. Ein gefährlich grinsendes Ungeheuer, das sich vom Blut der Menschen ernährte. Mary fragte sich, wieviele Personen bereits zu seinen Opfern zählten. Daß ihre Bewacherinnen ebenfalls zur Gruppe der Vampire gehörten, davon ging sie aus, denn auch sie atmeten nicht.

Mallmann nickte, bevor er die Frage stellte. »Wie geht es dir, alte Frau?«

An das *alte Frau* hatte sich Mary Sinclair gewöhnt, das sagte er immer, und sie reagierte nicht darauf. »Wie sollte es mir denn gehen, Mallmann? Lassen Sie mich frei! Alles andere wird sich von allein erledigen.«

Der Vampir lachte und schüttelte dabei den Kopf. »Freilassen«, keuchte er. »Ja, das ist gut. Das ist wirklich gut. Ich weiß, daß du es dir wünschst, und vielleicht, Mary Sinclair, kann ich deinen Wunsch schon bald erfüllen.«

Sie gab keine Antwort, weil sie einfach zu überrascht war. So hatte Mallmann noch nie gesprochen. Sehr langsam, als könnte sie es noch immer nicht fassen, schüttelte sie den Kopf. »Was haben Sie da gesagt, Mallmann? Sie wollen mich freilassen?«

»Du freust dich ja nicht.«

»Weil ich nicht daran glaube, verdammt! Ich kann es einfach nicht glauben.«

»Das bleibt dir überlassen.«

»Dahinter steckt ein Trick.«

Mallmann nickte. »Ich kann nicht leugnen, daß deine Freilassung an gewisse Bedingungen geknüpft ist.«

»Aha. Und an welche?«

»Sie hängen mit deinem Sohn zusammen, alte Frau. Es kommt darauf an, wie der verfluchte Geisterjäger reagiert.«

Sie schluckte. »Wie sollte er denn reagieren?«

»Er müßte kommen.«

»Hierher?« keuchte sie.

»Ja.«

Als Mallmann teuflisch lächelte, wußte Mary Sinclair, daß John eine

Falle gestellt werden sollte, deshalb schüttelte sie den Kopf.

»Ich glaube nicht, daß er herkommen sollte, Mallmann. Sie wollen ihn auflaufen lassen und dann töten…«

»Wäre dir das deine Freilassung nicht wert?«

»Nicht auf Kosten meines Sohnes. Ich bin in der Tat eine ältere Frau. Es spielt doch keine Rolle, wenn ich sterbe. Hauptsache, mein Sohn überlebt und schickt Sie zur Hölle, Mallmann. Jawohl, er soll Sie zur Hölle schicken!«

»Das wird er nicht schaffen!«

»John hat bisher jeden Vampir geschafft. Soll ich Ihnen Namen aufzählen, Mallmann?«

»Nicht nötig«, wehrte er ab. »All die Vampire waren anders als ich, längst nicht so gut wie ich, daran solltest du denken. Ich habe neue Maßstäbe gesetzt. Ich werde meine Kreise weltweit ziehen und mich nicht auf einen Fleck begrenzen. Das ist der Unterschied zu den Vampiren, die du angesprochen hast.«

»Aktion D, nicht wahr?«

»Ja, sie läuft noch immer. Und es wird sich auch niemand finden, der sie zerschlägt.«

»Da setze ich gegen.«

Er lachte rauh. »Niemand schafft es. Denn Sinclair wird mir, um deine Freilassung zu bekommen, das geben, was ich benötige. Es ist nicht groß, es paßt in meine Handfläche, aber es ist ein sehr wertvolles Utensil. Weißt du, wovon ich rede?«

»Der Blutstein?«

»Genau, der Blutstein. Einmal hat er mich leimen können. Ein zweitesmal wird es ihm nicht gelingen.« Er nickte sich selbst zu. Es war gleichzeitig ein Zeichen, denn er kam näher. Wie schwebend ging er auf die Frau zu.

Mary Sinclair rührte sich nicht. Sie spürte hinter ihrem Rücken die Härte der Wand. Dort gab es keinen Ausweg. Höchstens nach vorn, durch die Tür, aber da hätte sie erst an Mallmann vorbeigemußt.

Und das ließ der Blutsauger nicht zu.

So stand sie da und atmete heftig.

Ihr Keuchen floß dem Untoten entgegen, dessen Körpergeruch in die Enge des Gefängnisses paßte. Er stank nach Moder und altem, eingetrockneten Blut.

In Griffweite blieb er vor Mary Sinclair stehen und streckte den rechten Arm aus, wobei er die Finger unter das Kinn der Frau legte.

Mary Sinclair schreckte zusammen. Nicht nur vor der Berührung, sondern auch vor der Kälte, die von diesen Fingern abstrahlte. Es war keine normale Kälte, sondern die, wie sie nur ein Toter in sich hatte. Aber dieser Tote hier lebte auf eine schreckliche und grauenvolle Art und Weise.

Mit Daumen und Zeigefinger hielt er ihr Kinn umklammert. Leicht drückte er in das Fleisch, kaum spürbar, aber Mary Sinclair kam es dennoch vor wie eine Klammer.

Dann drehte er ihren Kopf nach rechts. Zunächst wehrte sie sich gegen diesen Drall, stemmte sich dagegen, ließ es dann jedoch geschehen, und auch die Haut an ihrem Hals straffte sich durch die Bewegung.

Mallmann verfolgte diese Tatsache mit seinen Glutaugen, bevor er seinen Schädel ebenfalls zur Seite beugte. Mund und Zähne brachte er dicht an den Hals heran.

Mary Sinclair versteifte.

Bisher hatte der Blutsauger nur gedroht und ihr nichts getan. Sollte er seinen Plan geändert haben? War sie vielleicht mit ihrer Antwort zu weit gegangen?

Sie hörte ihn keuchen. Es kam der Frau vor, als würde er sogar schlürfen.

Dann spürte sie ihn.

Kalte Lippen und eine straffe Haut, unter der sich die Adern abzeichneten. Sie wartete darauf, daß sich die spitzen Zähne in die Haut bohren würden, aber sie wartete vergebens. Dafür fuhr etwas Nasses, Kaltes über die Haut hinweg, begleitet von einem irre klingenden Kichern des Vampirs.

Sie versteifte sich, als ihr klargeworden war, daß der Blutsauger mit seiner Zunge über ihren Hals fuhr. Dabei flüsterte er ihr zu: »Ich könnte dich auch beißen, Mary Sinclair. Ja, ich könnte dich beißen und dein Blut saugen…«

»Bitte, ich…«

Dann griff er zu. Mit den Fingern, die wie harte Borsten ihre Schulter umfaßten.

Plötzlich bekam sie einen Stoß. Einen brutalen, harten Schubs, der sie wegschleuderte wie irgendeinen Gegenstand, den man nicht mehr im Besitz haben wollte.

Mary Sinclair fiel nicht zu Boden, an der Wand konnte sie sich noch abfangen, doch sie empfand es als ungemein demütigend, von dem Blutsauger derart behandelt worden zu sein.

Als sie sich aufrappelte, drehte sich Mallmann um und schritt langsam zur Tür.

Bevor er das Gefängnis verließ, drehte er sich noch einmal um. »Er wird kommen, dein Sohn!« flüsterte er scharf. »Ja, er wird kommen, und dann pack ich ihn!« Wütend stieß er die letzten Worte hervor und machte dabei eine Bewegung, als wollte er John Sinclair den Hals umdrehen.

Dann ging Mallmann. Die Tür warf er krachend ins Schloß.

Mary Sinclair aber weinte…

***

Auf den Kopf hatte Jane Collins einen weißen Sommerhut gesetzt.

Um wenigstens etwas Luft in den Wagen zu lassen, hatte sie das Stoffverdeck des 2 CV nach hinten gerollt. So fuhr sie durch ein flaches, herrliches Land, in dem drei Sprachen gesprochen wurden.

Einmal niederländisch, im Süden, in der Valonie französisch, und ganz im Osten, an der Grenze zu Germany, deutsch. Das Land hieß Belgien und war, wie Jane sehen konnte, nachdem sie Ostende verlassen hatte, wirklich eine Reise wert, obwohl sich keine mächtigen Berge erhoben, keine Gletscher im ewigen Eis und Firn glänzten, sondern Weideflächen, Wälder, Bäche und wunderschön erhaltene Städte für Abwechslung sorgten.

Auf der A10, auch Europastraße 5 genannt, rollte sie gemächlich in Richtung Brügge. Sie brauchte nicht in die Stadt, sondern mußte sich in Richtung Süden halten, um das Gebiet zu erreichen, in dem sie das Ziel finden würde.

Noch jetzt schüttelte sie über den Auftrag oder den Gefallen, den sie ihren Freunden John und Suko tun sollte, den Kopf. Es war praktisch über sie gekommen, wie ein plötzlicher Regenguß. Aber Jane hatte auch keinen Schirm aufgespannt, um den Guß abzuwehren, sie hatte sich den Problemen gestellt.

Daß John litt, wußte sie. Das unbekannte Schicksal seiner Mutter machte ihm schwer zu schaffen. Zwischen Hoffnung und Angst zu leben, konnte einen Menschen erdrücken, nicht so sehr John Sinclair, der Sohn, der hatte zuviel mit anderen Fällen zu tun. Horace F. Sinclair litt stärker, und er war auch in den Fall mit hineingezogen worden.

Eine Flammenfrau hatte ihn besucht und ihm erklärt, daß er bei seinem Sohn in London anrufen sollte. Eigentlich etwas völlig Normales, doch in diesem Fall nicht, denn es ging um Leben und Tod.

Ein mörderisches Spiel war in Gang gesetzt worden, bei dem ein gefährlicher Regisseur die Fäden zog. Will Mallmann, der Vampir.

Er selbst hatte sich im Hintergrund aufgehalten und seine Flammenfrau geschickt, um alles in die Wege zu leiten.

Der Kampf galt natürlich einem Menschen. John Sinclair, dem Geisterjäger.

Um ihn, um seine Mutter und um den Blutstein ging es. Dabei bekämpften sich die Widersacher nicht direkt, sie schoben andere vor, was auch Sinclair getan hatte.

Jane Collins war überrascht gewesen, als er mit seiner Bitte an sie herangetreten war, nach Belgien in die Nähe von Brügge zu fahren, um dort einem alten Hof oder Kloster einen Besuch abzustatten. Es war ein Beginenhof, ein Überbleibsel aus dem Mittelalter, wo sich damals die Jungfrauen zu losen Gemeinschaften zusammengefunden

hatten, um zu beten und zu arbeiten.

Sie waren jedoch von der Kirche nie anerkannt worden. Was es mit dem Beginenhof auf sich hatte, das hatte auch John nicht genau gewußt, es war nur eine Spur dorthin gelegt worden, mehr nicht.

Natürlich war Jane gewarnt worden. Auch sie wußte, wie gefährlich ein Wesen wie Will Mallmann war. Wenn er seine Finger mit im Spiel hatte, lauerten stets Vampire im Hintergrund.

Der Geisterjäger hatte Jane Collins deshalb vorgeschickt, weil sie eine Frau war. Auf den Beginenhöfen lebten ebenfalls nur Frauen.

Sie würde weniger Mißtrauen erregen als ein Mann, wenn überhaupt.

Sie hatte auch die genaue Beschreibung ihres Ziels bekommen. Einige Kilometer südlich von Brügge lag es, umgeben von einer sehr einsamen, flachen Landschaft, die einen parkähnlichen Charakter aufwies. Nicht umsonst verteilten sich die kleinen Teiche wie flache Augen. Sie waren umstanden von hohen Bäumen, oftmals Trauerweiden, die mit ihren langen Zweigen die Oberfläche betippten.

Hier stimmten am Abend die Frösche ihre Konzerte an, hier lebten Bauern auf kleinen, überschaubaren Gehöften, und auch die aus Holland bekannten Windmühlen waren hin und wieder zu sehen, wenn sich ihre gewaltigen Flügel gemächlich drehten und einen Menschen die Hetze der Zeit vergessen ließen, wobei sie ihm gleichzeitig das Gefühl von Behaglichkeit vermittelten.

Für Jane Collins war eine derartige Mühle sehr wichtig, sie diente als Hinweis auf den Beginenhof, wo sie hinwollte. Die Mühle war praktisch das einzige größere Gebäude in der Nähe des Hofes.

Flaches Land im Sommer garantierte immer einen freien Blick.

Daß Jane die Mühle dennoch nur schwach erkennen konnte, lag am Dunst, der sich über dem Land ausgebreitet hatte.

Es war schwül geworden. Überhaupt stöhnte der europäische Kontinent über einen sehr heißen und leider auch schwülen Sommer. Der Süden hatte sich nach Norden verlagert. Das heiße Wetter lähmte die Bewegungen der Menschen, es machte sie träge und sorgte dafür, daß ein Teil ihrer Energie verschwand.

Jane erging es nicht anders. Zwar brachte der Fahrtwind etwas Kühlung, ließ auch das weiße Kopftuch flattern und wehte ebenfalls durch die weitgeschnittene Leinenbluse, dennoch sehnte sie sich nach einer Dusche.

Eine große Sonnenbrille schützte die Augen. Das blonde Haar hatte sie hochgesteckt. Es schaute wie ein geknickter Busch über den Rand des Tuches hinweg.

Jane schaute schräg nach links. Neben ihr auf dem Beifahrersitz lag eine gute Karte, auf der unter anderem die Sehenswürdigkeiten eingezeichnet waren.

Sie suchte nach der Mühle.

Nichts zu entdecken.
Junge Bäume bildeten ein langes Gitter, das ihr einen Großteil der Sicht nahm. Über dem Land lag der weite Himmel in einem dunstigen Blau, verwaschen wirkend durch den dunstigen, nebelartigen Wolkenaufbau.
Heiß knallte die Sonne. Das Gras am Rand der Straße zeigte bereits gelbe Spitzen. Sie waren geknickt, sehnten sich nach Wasser, bekamen aber vorerst nur Sonne.
Wer es sich leisten konnte, blieb bei dieser Hitze im Haus. So kamen Jane nur wenige Fahrzeuge entgegen. Auch Leute auf Rädern oder Treckern.
Jane bewegte ihre Beine. Der Stoff ihrer dünnen Hose klebte an der Haut. Es gab eigentlich keine Stelle, die nicht vom Schweiß bedeckt war.
Sie wischte sich mehr als einmal den Schweiß von der Stirn, betupfte sich ab und zu mit Eiswasser, nahm mal einen Schluck Wasser aus der Dose – leider war es zu warm geworden – und atmete endlich auf, als sie die Umrisse der Mühle sah.
Majestätisch schaute sie aus dem Gelände hervor. Ein stummer Zeuge der Vergangenheit. Obgleich sie noch in Betrieb war, bewegten sich ihre mächtigen Flügel nicht. Es lag an der Windstille, die in diesem Land jedoch nur selten vorkam. Normalerweise wehte es über die weiten Flächen hinweg. Dann spielte er mit den Blättern und Zweigen der Bäume.
Jane suchte nach einer Abzweigung, die sie auf dem direkten Weg zur Mühle brachte.
An der rechten Seite erschien ein Schild. Auf weißer Fläche war mit schwarzen Buchstaben der Name gemalt worden. Der schmale Weg war nicht asphaltiert. Wenn ein Fahrzeug dort herfuhr, wirbelte es Staubwolken auf.
Jane hielt auf die Mühle zu.
Trotz der Hitze nahm sie den Geruch wahr, der in ihren offenen Wagen wehte. Es roch nach Korn, nach Gras, einfach nach einem Stück herrlicher Natur.
Die Mühle war nicht in ihrer ursprünglichen Form gelassen worden. Man hatte sie renoviert. Roter Backstein leuchtete im Schein der schräg dagegenfallenden Sonnenstrahlen.
Die mächtigen Flügel standen still, doch durch sie lief ein ständiges Zittern. Etwas glitzerte wie ein langer, breiter Streifen im Grün der Natur.
Es war der Bach, der das Mühlrad speiste, aber nur sehr träge floß, weil er nicht genügend Wasser führte.
Die Rasenfläche vor dem Eingang der Mühle sah ebenfalls aus wie ein gelbgrüner Teppich. Ein offener Transporter stand neben einem

Geländewagen. Menschen waren nicht zu sehen. Die Tür zum Innern des Bauwerks stand offen.

Auf dem Platz zählte Jane acht Tische mit den entsprechenden Stühlen davor. Die Gäste konnten auch im Freien sitzen, wenn sie essen oder trinken wollten.

Angeblich besaß die Mühle einen guten Ruf wegen des selbstgebackenen Brotes, das verkauft wurde.

Jane ließ den Wagen dort ausrollen, wo der aufgewirbelte Staub die Tische und Stühle nicht unmittelbar erreichte. Sie stieg aus, reckte sich und schaute sich um.

Im Hintergrund, wo sich der Bach wieder zeigte, liefen Hühner umher und pickten. Auch Schafe weideten nicht weit entfernt. Insgesamt eine Idylle, so hatte es sich Jane Collins auch vorgestellt.

Sie schlug die Autotür ins Schloß. Das Verdeck ließ sie offen, weil sie später nicht in eine Sauna steigen wollte. Nach einer Erfrischung war ihr schon zumute.

Da sich draußen noch immer niemand blicken ließ, betrat sie die Mühle und atmete tief durch als sie feststellte, wie kühl es zwischen den dicken, alten Mauern war. Auch der rote Steinboden gab Kühle ab. Um besser sehen zu können, nahm Jane die Sonnenbrille ab.

Die Einrichtung paßte zur Mühle. Tische und Stühle bestanden aus klobigem Holz. Im Hintergrund führte eine wuchtige Steintreppe auf eine Art Galerie. Als Jane in die Höhe schaute, entdeckte sie das Geländer, das diese Galerie umschloß.

Niemand zeigte sich, was Jane etwas verwunderte. Ein Frösteln rann über ihren Rücken. Sie schaute auf die Fenster mit den Butzenscheiben. Kleine, lukenartige Öffnungen waren das. Dahinter ballte sich die Sonne. Deshalb sahen sie aus, als hätte jemand eine Lampe angeknipst.

»Hallo, ist hier jemand?«

Nach diesem Ruf hörte Jane Schritte. Auf der Galerie zeigte sich eine Frau. Sie trug trotz der Hitze einen langen, dunklen Rock, dazu eine Bluse ohne Ärmel, und als sie ging, sah es aus, als würde der Rock schwingen wie eine Glocke.

Das Haar hatte sie nach hinten gekämmt, wo es im Nacken zu einem Knoten gebunden war. »Ja, Moment, ich kann ja nicht fliegen.«

Jane reimte sich die Worte zusammen.

Als die Frau die Treppe hinter sich gelassen hatte und ein breites Lächeln zeigte, sprach Jane sie auf französisch an. »Könnte ich hier etwas zu trinken bekommen, Madame?«

»Natürlich, gern.« Sie ging auf einen hohen Schrank zu, der gleichzeitig den Mittelpunkt eines Büfetts bildete, das von einer halbrunden Theke umgeben war.

»Um diese Zeit sind wir eigentlich kaum auf Gäste eingestellt«,

erklärte die Frau.
»Weshalb nicht?«
»Es ist zu heiß.« Sie winkte ab. »Wenn Besucher kommen, dann erst in den Abendstunden. Was darf ich Ihnen bringen?«
»Ein Wasser bitte.«
»Mit Wein.«
Jane lachte. »Nein, bitte nicht. Alles ohne. Bei diesem Wetter ist Alkohol Gift für mich.«
»Da haben Sie recht.«
Jane bekam die Flasche Wasser und ein Glas serviert. »Bitte, setzen Sie sich zu mir, Madame. Darf ich Ihnen auch etwas bestellen?«
»Ach, ich habe gerade einen Tee getrunken.«
»Das ist sicher gut bei dem Wetter.«
Die korpulente Frau ließ sich auf dem Stuhl nieder. Sie hatte ein noch junges, faltenloses Gesicht und dunkle, liebe Augen. Der Mund war breit, die Lippen leuchteten voll und rot.
Mit einem Taschentuch aus Spitze wischte sie Schweißperlen von der Stirn und schaute zu, wie Jane trank. »Sie kommen nicht von hier. Sind Sie aus England?«
»Ja, London.«
»Die Stadt kenne ich. Vor einigen Jahren war ich mal für eine Woche dort. Viel zu kurz.«
»Das glaube ich Ihnen gern.«
Sie lehnte sich zurück und faltete die Hände. »Ich fühle mich eben hier wohler.«
Jane schaute sich um. »Ja, es ist auch schön. Man kann sich wunderbar erholen. Die Einsamkeit macht Ihnen nichts?«
»Nein.« Madame lachte. »Was heißt hier einsam? Es ist nicht einsam hier. Am Abend haben wir Hochbetrieb. Die Leute kommen sogar von Brügge und feiern bis in die Nacht hinein.«
»Das kann ich mir vorstellen. Auch mir hat man von der Mühle berichtet. Ich wollte sie mir unbedingt ansehen, wissen Sie? Ich bin in Belgien unterwegs.«
»Nur so?«
»Eigentlich nicht. Ich möchte Ihr Land kennenlernen und mir einige historische Stätten anschauen.«
»Damit sind wir reichlich gesegnet.« Sie räusperte sich. »Geht es dabei um etwas Bestimmtes?«
Jane hatte beschlossen, die Wahrheit zu sagen. »Ja, mich interessieren die alten Beginenhöfe.«
»Oh.«
»Wieso?« lachte die Detektivin. »Ist das schlimm?«
»Nein, ganz und gar nicht.« Die Frau malte Kreise auf den Tisch.
»Die Beginenhöfe sind ja ›in‹. Man hat sie wiederentdeckt. Es sind die

alten Refugien, in die sich Menschen zurückziehen, wenn sie ihre Ruhe haben wollen. Es gibt einige von ihnen hier im Land.«

»Auch in der Nähe, wie ich hörte.«

»Ja, das stimmt. Nicht weit von hier finden Sie einen der Beginenhöfe.«

»Da möchte ich hin.«

Die Wirtin oder Müllerin räusperte sich. »Ich möchte mich nicht in Ihre Reiseroute einmischen, aber ich halte es nicht für gut, wenn Sie den Hof besuchen.«

»Was ist der Grund?«

»Ganz einfach. Es gibt größere, schönere und auch bessere. Mehr ist dazu nicht zu sagen.«

»Ist der Hof hier in der Nähe verlassen?«

»Das nicht. Es leben nach wie vor Menschen dort. Da haben sich Frauen zusammengefunden. Trotzdem ist es irgendwie komisch. Die anderen Höfe sind, wie ich hörte, besser in Schuß. Ich war mal in dem von Ihnen erwähnten und kann nicht gerade sagen, daß er mir gefallen hat. Er liegt einsam, man hat nichts daran getan, verstehen Sie? Okay, er ist renoviert worden, aber mehr auch nicht.«

»Sie reden etwas in Rätseln.«

»Ja, stimmt.« Die Frau lächelte. »Wie dem auch sei. Fahren Sie hin und machen Sie sich selbst ein Bild.«

Jane bestellte noch eine Flasche Wasser. »Können Sie mir sagen, wie viele Personen sich dort aufhalten?«

»Leider nein. Ich war, wie gesagt, einmal da. Mehrere Frauen habe ich dort nicht gesehen. Es hielt sich alles in Grenzen.«

»Leer steht er nicht?«

»Genau.«

»Nun ja, ich werde ihn trotzdem näher unter die Lupe nehmen. Wissen Sie, ich arbeite für eine Frauenzeitschrift, die auch den Zeitgeist wiedergibt. Die Beginenhöfe gehörten inzwischen dazu. Ich finde, daß sie eine tolle Einrichtung sind.«

»Ja, das ist möglich. Sie müssen es wissen.«

»Wie lange fahre ich?«

»Vielleicht eine halbe Stunde durch die unberührte Landschaft. Sie müssen etwas nach Norden fahren. Da kommen Sie in ein Gebiet der kleinen Teiche und Seen. Dort steht auch der Hof. Sie dürfen ihn sich nicht vorstellen wie ein Wüstenfort, nein, er ist umgrünt. Es gibt dort genügend Wasser. Er ist eigentlich ideal in das Gelände eingebettet. Hohe Bäume spenden Schatten. Sie werden sich an dem frischen Grün der Laubbäume erfreuen können, die auf dem Grundstück stehen, das wiederum von saftigen Wiesen umgeben ist. Ein schöner Flecken Erde. Ich besäße es gern, denn dort würde ich ein romantisches Hotel hinsetzen.«

Jane lächelte. »Das wäre sicherlich eine Marktlücke. So etwas findet man nicht oft.«

»Da sagen Sie etwas.«

»Und ich fahre ungefähr eine halbe Stunde bis zum Hof?« wollte sie wissen.

»Wenn Sie sich dieser Gegend anpassen. Hier ist noch alles beschaulich. Manchmal hatte man das Gefühl, in einem anderen Jahrhundert zu leben, jedenfalls in der Vergangenheit.«

»Stimmt, das ist mir auch so vorgekommen.«

»Versuchen Sie Ihr Glück! Wenn Sie zurückkommen, können Sie mir ja berichten.«

»Gern.« Jane schaute sich um. »Schön haben Sie es hier. Kommen auch mal die Beginen zu Ihnen?«

»Nein, die bauen alles selbst an.«

»Ah ja, die leben ja autark.« Jane reckte sich, stand auf und schob den Stuhl zurück. »Dann werde ich mal wieder fahren. Was habe ich zu zahlen?«

Die Wirtin lächelte. »Nichts, wenn Sie versprechen, unsere Mühle in Ihrem Bericht zu erwähnen.«

Jane lachte. »Trotzdem, ich möchte gern zahlen.« Sie legte einen Schein hin und verzichtete auf das Wechselgeld. Die Müllerin brachte sie noch bis zur Tür.

Sie wartete, bis Jane abgefahren war und zog sich erst dann zurück in ihre Gaststätte.

Tief atmete die Detektivin durch. Viel hatte sie nicht erfahren können, aber es reichte aus, um sich ein Bild zu machen. Sie wunderte sich darüber, daß dieser Hof nicht in einem so guten Licht stand wie die anderen und sann darüber nach, ob das einen bestimmten Grund haben konnte. Ein letztes Winken, dann war sie weg.

Nach der Kühle überkam Jane der Eindruck, in einem Backofen zu fahren. Knallhart brannte die Sonne vom Himmel. Sie entzog dem Körper viel Flüssigkeit. Hinzu kam der Staub, der sich mit dem Schweiß vermischte.

Jane rollte wieder zurück auf die Straße. Bereits nach wenigen Minuten änderte sich die Landschaft. Zwar blieb sie so flach, aber das Grün nahm an Intensität zu. Ein Zeichen dafür, daß sich genügend Wasser in der Nähe befand und Jane Collins sich ihrem eigentlichen Ziel näherte. Wie gemalt stachen vor ihr die mächtigen Kronen der Bäume ab, die so etwas wie einen Wald bildeten.

Sie sah auch die ersten kleinen Teiche. Inmitten der Fläche schimmerten sie wie dunkle Augen.

Der Hof lag nicht mehr weit entfernt. Ein frischer Windzug fächerte in den Wagen. Eine hohe Hecke schien sie schlucken zu wollen.

Sie zog sich von der Straße weg und in das Gelände hinein, begleitete

einen schmalen Pfad an der linken Seite. Im dichten Grün wirkten die bunten Blumen wie Farbkleckse.

Hohe Bäume, wieder ein Teich, dahinter wuchsen die Mauern des Hofs in die Höhe.

Für Jane wurde es höchste Zeit, ihren Plan in die Tat umzusetzen.

Sie hielt im Schatten einer Plane an und stand damit auch in guter Deckung, was die Sicht vom Haus her betraf.

Rasch stieg sie aus, öffnete die Motorhaube, lockerte die Kontakte und war sicher, daß ihr 2 CV so schnell nicht anspringen würde. Das sollte ihr Entree sein.

Sie war zufrieden, denn nach einigen Versuchen sprang der Motor noch immer nicht an.

Lächelnd ging sie weiter.

Die Bäume spendeten Schatten. Ihre dichten Kronen hielten einen Großteil der Sonnenstrahlen ab, und Jane schritt durch ein beschauliches Gelände, in dem sich zahlreiche Vögel wohl fühlten, denn ihr Singen begleitete sie zu den Mauern des Hofes.

Nach einem Eingang oder Tor mußte sie suchen. Sie passierte allerdings einen gepflegt wirkenden Nutzgarten, entdeckte auch Obstbäume und sah rote, überreife Kirschen.

Dann war sie da.

Urplötzlich stand sie vor einem schmiedeeisernen Gittertor, das eine Lücke in der Mauer ließ. Jane zögerte noch, einen Schritt auf den gepflasterten Hof zu setzen, wo sie einen Brunnen sah, mehrere Bänke aus Stein, ebenfalls steinerne Tische, flache Bauten mit grauroten Dächern und Fenstern zur Hofseite.

Niemand kam ihr entgegen. Die Beginen, die hier lebten, hatten sich wegen der Hitze in ihre Kammern zurückgezogen.

In der Hofmitte blieb sie stehen. »Hallo – ist hier jemand? Kann mal…?«

»Was wollen Sie?«

Ein kalter Strahl durchzuckte Jane, als sie die Stimme hinter sich hörte. Sie hatte die Sprecherin zuvor nicht gesehen. Der Frau war es gelungen, sich verborgen zu halten.

Jane Collins drehte sich um. Die Stimme der Person hatte neutral geklungen. Es war der Detektivin nicht gelungen, das Alter der Person zu schätzen, nun aber stand sie vor ihr, und Jane wunderte sich.

Sie verbarg ihre Gefühle meisterhaft, nur ein kurzes Schlucken zeigte an, daß sie doch überrascht war.

War die Person alt oder alterslos? Jane Collins hatte sich nie zuvor irgendwelche Vorstellungen über die Beginen gemacht, ob sich die Frauen in einem jungen, mittleren oder relativ hohen Alter befanden. Wahrscheinlich gemischt, aber die Person vor ihr wirkte irgendwie staubig. Sie besaß eine graue Haut, als würde sie sich bewußt vor den

Strahlen der Sonne schützen. Hinzu kam das weiße Haar, es umhing ihren Kopf wie ein Vorhang. Sie trug ein schwarzes Kleid, das bis zu den Knöcheln reichte. Das Gesicht blieb unbewegt, nur die Augen glitzerten, als hätte man Wasser hineingeträufelt.

Langsam kam sie näher. Erst jetzt hörte Jane ihre Schritte. Ungewöhnlich laut klangen sie auf dem Asphalt. Die Füße steckten in Sandalen aus Holz. Sie wirkten wie klobige Schiffe.

Scharf schaute die Frau Jane Collins an. »Wer sind Sie? Wo kommen Sie her?«

Jane brauchte ihr Unbehagen nicht zu spielen. Diese Person strömte eine Kälte aus, die sie nicht mochte. »Ich… ähm es tut mir leid, daß ich Sie störe …«

»Kommen Sie zur Sache.«

»Ha, sorry, natürlich. Es geht um meinen Wagen.« Jane deutete an der Frau vorbei. »Er steht auf dem Grundstück. Leider kann ich nicht weiter.«

»Weshalb nicht?«

»Eine… Panne.«

»Reifen?«

»Nein, das wäre nicht so tragisch gewesen. Es ist leider irgend etwas mit dem Motor.«

»Ach so…«

»Es tut mir ja auch leid, Madame, aber von der Technik verstehe ich nichts.«

Die Person vor Jane nickte. »Bon«, sagte sie. »Wie haben Sie sich alles weitere gedacht?«

»Nun, es ist etwas vermessen, doch ich rechnete damit, bei Ihnen Hilfe zu bekommen. Wenn ich mit einer Werkstatt telefonieren könnte, wäre mir geholfen.«

»Telefonieren?« Jane klang ein Lachen entgegen. »Schauen Sie sich mal um. Sieht dieses Haus hier aus, als würden Sie telefonieren können? Bestimmt nicht.«

»Nun ja, ich meine…«

»Hier gibt es kein Telefon. Damit müssen Sie sich leider abfinden.«

Jane zeigte ihr Erschrecken deutlich, denn sie wurde blaß. »Ja… aber was mache ich denn da?«

»Das ist Ihr Problem, nicht das meine. Sie müssen schon damit zurechtkommen.«

»Und wie?«

»Gehen Sie zu Fuß.«

»Wie weit ist es denn bis zum nächsten Ort?«

»Einige Kilometer. Wir wohnen hier ziemlich einsam.«

»Dann sind Sie nicht allein?«

»Nein.«

Jane nickte. Fieberhaft dachte, sie darüber nach, wie sie die Person aus der Reserve locken konnte. »Nun ja, damit überraschen Sie mich, Madame. Ich hatte meine Hoffnungen auf Sie gesetzt. Wenn ich mich so umschaue und mir die Gebäude ansehe, könnte man meinen, daß Sie auch Gästezimmer haben. Wissen Sie, wenn ich zu Fuß gehen würde, erreiche ich eine Werkstatt erst gegen Abend. Dann haben die ja dichtgemacht.«

»Wollen Sie hier übernachten?«

Jane lächelte. »Wenn Sie mich direkt fragen, dann muß ich Ihnen zustimmen. Ich zahle natürlich für die Übernachtung und auch das Essen oder Trinken.«

»Wir haben eigentlich nie Gäste.«

»Ich heiße übrigens Jane Collins.« Die Detektivin hatte beschlossen, die Distanz zwischen ihnen abzubauen.

»Sagen Sie Rebecca zu mir.«

»Ein schöner Name.«

Die Graue hob nur die Schultern. Sie strich durch ihr Gesicht und bewegte dabei auch die Finger. Es sah so aus, als wollte sie die alte Haut einfach lösen. »Sie machen es mir nicht einfach, Jane, wirklich nicht. Wir sind es nicht gewohnt, Gäste auf unserem Hof zu haben. Wir möchten gern allein sein.«

»Das kann ich verstehen. Wenn man eine so große Gruppe ist, wie Sie sie gebildet haben…«

»Wir sind zu dritt.«

»Auch das ist…«

»Still.« Rebecca drehte sich plötzlich um. Auch Jane hatte den fremden Geruch in ihrer Nase gespürt.

Rauchgestank…

Widerlich, schmierig, fettig. Sie ahnte Schlimmes, aber auch Rebecca hatte den Gedanken verfolgt. Plötzlich lief sie mit klackenden Holzschuhen auf das Gittertor zu.

Kaum hatte Jane es erreicht, da sah sie die fetten Schwaden, die ihr entgegentrieben. Sie stammten von dem Gegenstand, der lichterloh brannte.

Eigentlich kam nur einer dafür in Frage – ihr Wagen!

Es stimmte. Der 2 CV stand in hellen Flammen. Was immer dazu geführt hatte, es war nicht mehr herauszufinden. Jane sah nur, wie das Feuer einen glühendheißen Vorhang um ihr Auto gelegt hatte und das restliche Benzin förmlich explodierte.

Eine brennende Lohe stieg in die Luft, begleitet von einem fetten Rauchpilz.

Dann sank sie zusammen. Das Feuer zuckte nur, huschte über die schwarz verbrannten Reste des Schrotthaufens hinweg, und der widerliche Gestank von verkohltem Gummi verpestete die Luft.

Jane ging hustend zurück, weil der Rauch regelrecht in ihrer Kehle ätzte. Rebecca stand nur da und wedelte mit beiden Armen. Ihr schien der fettige Qualm nichts auszumachen.

Sie drehte sich um. »Wie konnte das passieren, Jane?«

»Ich weiß es nicht.«

Um die Lippen der ungewöhnlichen Frau zuckte ein Lächeln. »Ich glaube, jetzt müssen Sie doch bei uns bleiben. Herzlich willkommen auf dem Beginenhof, meine Liebe…«

Sie sprach die Worte zur Begrüßung, aber sie schaute Jane dabei an, als wollte sie die Detektivin im nächsten Moment, umbringen…

***

Fünfzehn Minuten später.

Rebecca wich Jane Collins nicht von der Seite. Sie hatte sie in das Haus geführt, und Jane wunderte sich darüber, daß fast mittelalterliche Zustände herrschten.

Es gab kein elektrisches Licht, das Gebäude besaß auch keinen Gasanschluß. Wenn gekocht wurde, dann auf dem offenen Feuer, das sich in einem großen Kamin ausbreiten konnte.

»Wundert es dich?«

»In der Tat. Ich hätte nie gedacht, daß es in unserer Zeit noch so etwas gibt.«

Rebecca hob die Schultern. »Wir setzen eben die alte Tradition der Beginen fort.«

»Was sind Beginen?«

»Frauengemeinschaften. Wir leben zusammen, wir arbeiten zusammen, wir reden miteinander.«

»Wie im Kloster?«

»Nein, nicht so.« Damit war für Rebecca das Thema erledigt. »Ich zeige dir dein Zimmer. Ach so – ja, wenn du ein Bad nehmen willst, dem steht nichts im Wege.«

»Danke.«

»Nur ist das Wasser kalt.«

»Bei diesem Wetter gerade richtig.«

Rebecca nickte und ging vor. Jane folgte ihr über eine schmale Steintreppe in einen Anbau, der sehr kleine Fenster besaß, durch die nur wenig Licht fiel, so daß es innerhalb des Ganges dämmrig blieb.

Der 2 CV war ausgebrannt, und die Flammen hatten auch nicht die Umgebung des Wracks erfaßt, so daß der Wald vom Feuer verschont geblieben war.

Graues Gemäuer umgab die Frau. Sie konnte sich nicht vorstellen, hier für länger zu wohnen. Was sie bisher gesehen hatte, war sehr unpersönlich gewesen. Wenn Frauen in einer Gemeinschaft lebten, sorgten sie zumeist dafür, daß die benutzten Räume etwas Flair

bekamen, daß sie dann besser aussahen, wohnlich wirkten, aber dies alles fehlte.

Jane schritt hinter Rebecca her. Von den anderen hier lebenden Frauen hatte sie keine gesehen. Ihr kam es vor, als würden sie sich versteckt halten.

Am Ende des Ganges stoppte Rebecca ihren Schritt und deutete auf eine schmale Tür. »Dort geht es zum Bad.« Die zweite Tür, im rechten Winkel zur ersten, war das Entree zu Jane Collins' Gästezimmer. Rebecca drückte sie auf und ließ die Detektivin vorgehen.

Viel hatte Jane nicht erwartet, wurde angenehm enttäuscht, denn der Raum war recht gemütlich eingerichtet. Es fiel auch genügend Sonnenlicht hinein, das sich auf den dunklen Oberflächen der Möbelstücke verteilte und ihnen einen matten Glanz gab.

Das Bett besaß ebenfalls ein Holzgestell. Es war sehr lang und auch ziemlich breit, so daß darin bequem zwei Personen ihren Platz hätten finden können.

»Wie gefällt es dir?«

Jane nickte. »Ich bin überrascht.«

»Es fehlt nur das Licht. Aber Kerzen befinden sich in der Tischschublade, und eine kleine Öllampe ist auch vorhanden. Wenn du Hunger verspürst, kannst du am Abend zu uns in die große Küche kommen, wir versammeln uns dort vor dem Kamin.«

»Danke sehr.«

Rebecca zog sich wissend lächelnd zurück. »Wir sehen uns dann später, Jane.«

Als sie die Tür geschlossen hatte, atmete die Detektivin durch. Obwohl nicht abgeschlossen war, fühlte sie sich wie eine Gefangene. Es mußte an der gesamten Atmosphäre des Hofs liegen, die sich innerhalb der dicken Mauern ausgebreitet hatte.

Hielt man hier Mary Sinclair gefangen? Der Ort wäre eigentlich ideal gewesen, denn Jane ging davon aus, daß dieses Gemäuer noch zahlreiche Geheimnisse barg.

Um Mary Sinclair zu finden und einen Kontakt mit Mallmann aufzunehmen, das war überhaupt der Grund ihres Besuchs. Für einige Zeit hatte Jane unter dem Einfluß des Teufels gestanden, sie war eine Hexe gewesen. Restkräfte steckten noch in ihr, und sie besaß einen gewissen Spürsinn für das Böse.

Hier war ihr nichts aufgefallen. Der innere Sender hatte sich nicht gemeldet.

Dennoch steckte das Mißtrauen tief wie ein Stachel in ihr, und sie begann damit, den Raum zu durchsuchen. Dabei ging sie systematisch vor, klopfte die Wände nach Hohlstellen ab, fand nichts, was ihr aufgefallen wäre, und schaute unter dem Bett nach. Zuletzt öffnete sie den großen zweitürigen Schrank. Er reichte fast hoch bis zur Decke.

Ein mächtiger Kloß aus der Zeit des Barocks.

Das Innere gähnte der Detektivin leer entgegen. Als sie aus dem Wagen gestiegen war, hatte sie ihre Reisetasche mitgenommen.

Eine, die zusammengefaltet sehr klein aussah, sich jedoch vergrößerte, wenn Kleidung hineingesteckt wurde.

Jane ging in den Schrank. Er war hoch genug, damit sie sich aufrichten konnte.

Sie kam sich darin vor wie in einem Gefängnis. Es roch nach altem Staub. Besonders interessierte sie sich für die Rückseite, klopfte sie ab, fand aber keinen Geheimgang.

Relativ zufrieden stieg sie in das Zimmer zurück. Rebecca hatte von einem Bad gesprochen. Wenn sie an den kalten Schweiß auf ihrem Körper dachte, spürte sie die Sehnsucht nach dem Wasser.

Zum Glück war die Tür nicht verschlossen. Jane mußte zerren, um sie öffnen zu können.

Der Raum dahinter war leer. Nackte Wände, kein Anstrich, an der linken Seite besaß er ein lukenartiges Fenster. Dahinter schimmerte der gelbe Schein der Sonne.

Die Wanne war nicht mehr als ein Bottich, in den das gekrümmte Rohr einer Pumpe hineinragte. Um den Bottich zu füllen, mußte ein Schwengel bewegt werden.

Obwohl nur kaltes Wasser aus der Öffnung fließen würde, ließ Jane von ihrem Vorsatz nicht ab. Sie wollte sich den Schweiß abwaschen. Die Seife holte sie aus dem Zimmer, frische Kleidung nahm sie ebenfalls mit, dann begann sie zu pumpen.

Der Schwengel gab ein Geräusch von sich, als würden zahlreiche Tiere auf einmal schreien. So sehr ächzte und quietschte er, aber Jane machte unverdrossen weiter.

Sie ließ den Strahl über ihr Handgelenk laufen und schrak zusammen, als sie dessen Kälte spürte. Das Wasser war wirklich eisig zu nennen, aber sie machte weiter.

Minuten später stieg sie in den Bottich. Die Haut zog sich zusammen, und als sie sich niedersetzte, glaubte sie, ein Reif würde ihr Herz in Brusthöhe umklammern.

Zitternd blieb sie sitzen und konnte dabei den Weg der Gänsehaut mit eigenen Augen verfolgen, wie sie über ihre Schulter glitt und sich auf den Armen bis hin zu den Händen ausbreitete. Lange würde sie es nicht im Wasser aushalten können.

Jane kniete sich hin, seifte ihren Körper ein und fuhr mit den Händen über ihre glatte, straffe Haut. Die Seife gab einen wunderbaren Duft ab, und Jane schloß sekundenlang die Augen, während sie den Schaum verteilte.

Etwas störte sie plötzlich. Es war eine Warnung, der Stich in ihrem Innern.

Sie blieb hocken, öffnete langsam die Augen und schaute dorthin, wo sich das schmale Fenster befand.

Dahinter schimmerte keine Sonne mehr. Jetzt wurde der Ausschnitt von einem Gesicht eingenommen!

***

Es war nicht das Gesicht der Rebecca. Dieses neue zeigte nicht die graue aschige Haut, genau das Gegenteil war der Fall. Die Haut unterschied sich kaum von der einer Jane Collins, vielleicht war ihre um eine Spur sonnenbrauner.

Blondes Haar umgab das Gesicht, das einen etwas harten Ausdruck aufwies. Vielleicht standen die Augen zu sehr zusammen, möglicherweise wirkten die Brauen zu balkenhaft, obwohl sie eine blonde Farbe aufwiesen, jedenfalls gefiel Jane das Gesicht nicht. Und auch nicht der Mund. Der Mund, der sich zu einem kalten Lächeln verzog, das nicht die Augen der Person erreichte.

Jane überwand ihren Schock schnell. »Wer sind Sie?« fragte sie.

»Gehören Sie auch zum Hof?«

Der Mund bewegte sich nicht. Die Frau blieb stumm. Soweit es möglich war, schaute sie Jane von oben bis unten an, was ihr wiederum nicht gefiel, sie fühlte sich plötzlich bloßgestellt.

»Was wollen Sie denn?«

Jetzt bekam sie Antwort. Flüsternd, aber verständlich. »Wir wissen, wer du bist, wir wissen es…« Ein leises Lachen folgte, dann verschwand das Gesicht wie ein Spuk, und nur das helle Sonnenlicht schien noch gegen das Fenster.

Jane atmete tief durch. Über ihren Rücken rann abermals eine Gänsehaut. Diesmal lag es nicht an der Kälte, sondern an der Begegnung, die sie gehabt hatte.

Der Schaum auf ihrem Körper trocknete an einigen Stellen ein. Bevor es anfing zu jucken, tauchte Jane unter und wusch das Zeug ab.

Wieder fror sie im kalten Wasser, aber da kam noch etwas anderes hinzu. Das Gefühl, eine Gefangene zu sein.

Sie dachte an John Sinclair und Suko. Die beiden waren nicht in London geblieben. Sie hatten Jane nur vorgeschickt und hielten sich in der Nähe auf. Die beiden Geisterjäger hatten sich genau über die Lage des Hofes informiert. Bei Dunkelheit war der Kontakt vereinbart worden.

Jane sah, daß sie schnell aus der Wanne kam. Ein Handtuch hatte sie mitgebracht. Sie rubbelte sich trocken und schüttelte auch ihr Haar aus. Dann zog sie frische Kleidung an.

Sehr vorsichtig betrat sie das Zimmer. Inzwischen rechnete sie mit allem.

Nein, es war niemand da, der auf sie wartete. Der Raum kam ihr

auch nicht so vor, als wäre er durchsucht worden. Alles lag ordentlich verteilt, wie Jane es hinterlassen hatte.

Sie blickte aus dem Fenster in den Park hinein. Bäume gaben genügend Schatten. Eine einsame Gestalt schritt durch die dunklen, kühleren Stellen.

Jane konnte nur ihren Rücken sehen. War das Rebecca? Die Person trug dunkle Kleidung, auch ihr Haar war grau, aber sie drehte sich nicht um, so daß Jane ihr Gesicht nicht erkennen konnte.

Seltsam, sehr seltsam. In diesen Mauern wurde nur wenig gesprochen und wenn, dann flüsternd.

Die Detektivin war nicht hergefahren, um sich auszuruhen. Sie stellte sich vor, ihre beiden Freunde mit einer Erfolgsmeldung zu überraschen, und da kam eigentlich nur eine in Frage.

Wenn es ihr gelang, herauszufinden, wo sich Mary Sinclair aufhielt, wäre das super gewesen.

Plötzlicher Jagdeifer erfaßte sie. Die kleine Astra-Pistole mit den geweihten Kugeln steckte in der Handtasche, die Jane umhängte.

Sollte ihr ein Blutsauger begegnen, hatte sie die entsprechende Vorsorge getroffen.

Etwas Furcht verspürte sie schon, als sie ihr Zimmer verließ. Der Druck saß im Nacken wie ein nächtlicher Alp, so daß sie Mühe hatte, den Atem unter Kontrolle zu halten.

Behutsam ging sie den Gang zurück. Wenn jemand eine Person verstecken wollte, dann tat er das im Keller. Sie konnte sich vorstellen, daß der Hof einen solchen besaß, der zudem mit zahlreichen kleinen Räumen oder Verliesen gespickt war.

Nur – wie kam sie dorthin?

Die Gestalt draußen hatte Jane auf eine Idee gebracht. Möglicherweise konnte sie die Lage des Gefängnisses von draußen aus feststellen. Das wäre ideal gewesen.

Durch den normalen Eingang wollte sie das Gebäude nicht verlassen. Bei dieser Größe mußten es auch noch andere geben. Jane war vorsichtig, als sie den Gang entlangschritt.

Sie hörte nichts, nur die eigenen Schritte, aber nicht das Klappern irgendwelcher Pantinen.

Die Ruhe auf dem Hof kam ihr trügerisch und abwartend vor.

Jane überlegte, ob sie ein Fenster öffnen und hinausklettern sollte, da entdeckte sie eine schmale Nische, in die sie sich hineindrücken konnte. Über zwei Stufen ging sie hoch bis zu einer Tür. Sie war nicht verschlossen.

Jane fand sich hinter ihr in einem schmalen, nach Staub riechendem Raum wieder. Botticheleh standen herum, ein alter Webstuhl ebenfalls. Hier schien eine Abstellkammer der Beginen zu sein, aber die Geräte waren lange nicht benutzt worden, was der dicke Staubfilm deutlich

bewies.
Jane entdeckte auch die schmale Tür. Sie hob sich kaum vom Mauerwerk ab und war nur deshalb zu sehen, weil der durch das Fenster fallende Sonnenstrahl sie in einem schrägen Winkel traf.
Als Jane sie aufdrückte, hielt sie den Atem an, denn sie konnte das Knarren nicht vertragen. Es kam ihr unnatürlich laut vor, als wäre es im ganzen Haus zu hören.
Durch den Spalt drang ihr Wärme entgegen, ein Beweis, daß sie durch die Tür ins Freie gelangte.
Bäume schirmten das Licht ab. Nicht weit entfernt lag ein stiller Teich, der dunkelgrün schimmerte. An einer Stelle des gegenüberliegenden Ufers schufen die Strahlen der Sonne leichte Reflexe.
Schilfrohre zitterten durch die Bewegung eines Frosches, der aus der Deckung hüpfte und mit einem klatschenden Laut in das Teichwasser eintauchte.
Im Freien blieb Jane stehen und drückte die Tür wieder sehr behutsam zu.
Hoher Rasen umschmeichelte ihre Füße. Sie schaute nach rechts, wo die Hausfassade lag, und entdeckte tatsächlich mehrere Luken in Höhe ihrer Kniekehlen.
Diese kleinen Fenster wiesen auf ein oder mehrere Verliese hin.
Verstecke für Gefangene?
Bevor sich die Detektivin bückte, schaute sie sich um, ob sie jemand beobachtete. Entdecken konnte sie keinen. Sie schien völlig allein zu sein.
Es war schwer, einen Blick in die Verliese zu werfen. Sie mußte schon auf Hände und Knie hinunter. Als sie schräg durch die erste Luke schaute, zitterte dicht vor ihrem Gesicht ein Spinnennetz. Jane blies es weiter zurück.
Sie drehte den Kopf weiter, aber der Raum war einfach zu düster, um Umrisse sehen zu können.
Sie richtete sich auf und ging die paar Schritte bis zur nächsten Luke.
Auch da hatte sie kein Glück. Aber sie leuchtete mit der kleinen Lampe hinein, die in der Handtasche gesteckt hatte. Der Strahl wanderte über einen sehr schmutzigen Boden. Nur einen alten Schemel riß er aus der Finsternis.
Das war also auch nichts. Allmählich schwand die Hoffnung dahin. Es blieb nur das dritte Fenster.
Wieder leuchtete sie hinein und glaubte, schlurfende Schritte zu hören.
Jane versteifte, gleichzeitig zitterte die Lampe in ihrer rechten Hand.
Jemand näherte sich dem Fenster, eine Gestalt, gebeugt, als würde eine schwere Last sie drücken. Dann erschien eine bleiche Hand, die

die Augen vor der Blendung durch den Lichtstrahl schützte. Feiner Staub klebte in den Hautfalten.

Jane bewegte den Strahl etwas zur Seite. Sie wollte das Gesicht sehen – und sah es.

Mary Sinclair stand schräg unter ihr!

***

Gefunden – ich habe sie gefunden! Mein Gott, es ist mir gelungen!

Die Gedanken wirbelten durch Janes Kopf, sie machten sie nahezu schwindlig. Was John und Suko trotz langer Suche nicht erreicht hatten, war ihr vergönnt gewesen.

Für Jane war es nicht faßbar. Aus diesem Grunde hatte sie auch die Sprache verloren.

Mary Sinclair, aber welch ein Gesicht! Gezeichnet von einer ungeheueren Qual. Es ›redete‹ stumm über die lange Zeit dieser menschenunwürdigen Gefangenschaft.

Auch Jane Collins schaffte es nicht, ein Wort zu sagen. Ihr Gesicht war blutleer geworden und zeigte fast eine ebenso bleiche Farbe wie das der Gefangenen.

Jane hatte gehofft, die Frau zu finden. Da diese Tatsache nun eingetreten war, schaffte sie es einfach nicht, sie zu verkraften. Auch deshalb blieb sie stumm.

Die Finger der bleichen Hand bewegten sich. Sie krallten sich um die Kantenecke des Fensters, als wäre die Frau dabei, sich in die Höhe zu ziehen, was sie natürlich nicht schaffte.

Endlich schaffte Jane Collins es, einige Worte zu sprechen. Originell waren sie nicht, das konnte auch niemand verlangen. »Mrs. Sinclair«, flüsterte sie. »Mrs. Sinclair, mein Gott, was…?« Sie schwieg, denn die Gefangene bewegte den Mund. Sie hatte Mühe, etwas zu erwidern. In ihren Augen schimmerten Tränen. Die Stimme war auch nicht mehr als ein rauhes Flüstern. »Jane, großer Himmel, bist du es wirklich, Jane? Täuschen mich meine Augen nicht?«

Sie nickte, und sie drückte sich dabei noch weiter vor, weil sie unbedingt die Hand der Frau berühren wollte. Ihre Finger glitten über die schmutzige Haut, die ihr so ungemein dünn vorkam. Alles an Mary Sinclair hatte gelitten, der Körper und natürlich auch die Seele. »Ich hole Sie hier heraus, Mrs. Sinclair, das verspreche ich Ihnen. Ich hole Sie hier heraus. Darauf können Sie sich verlassen.«

Die blassen Lippen zuckten, es sollte ein Lächeln sein. »Es wird schwer werden, Jane, so ungemein schwer. Ich weiß nicht, ob du es schaffen kannst. Bist du allein?«

»Ja.«

Die Augen der Gefangenen zeigten Enttäuschung. »Was ist mit John? Wo befindet er sich?«

Jane nahm eine andere Haltung an. Sie kniete sich hin. »Ich kann es Ihnen nicht sagen, Mrs. Sinclair, aber er hat versprochen, ebenfalls zu erscheinen. John wird kommen, das müssen Sie mir glauben. Er ist schon in der Nähe. Er, Suko und ich haben einen Plan ausgearbeitet, der einfach klappen muß. Aber was ist hier los?« Jane sprach sehr schnell. Sie wollte am liebsten alles auf einmal wissen, denn ihr saß die Zeit im Nacken. »Wie viele Beginen befinden sich auf dem Hof? Wie viele Menschen überhaupt? Können Sie mir das sagen?«

»Das weiß ich nicht genau, Jane. Ich kann dir keine richtige Antwort geben. Mich haben zwei Bewacher geführt. Sie brachten mir auch das Essen. Mehr sah ich nicht, bis auf eine männliche Person.«

Mary Sinclair schnaubte. Sie schaffte es kaum, den Namen dieser Person auszusprechen. »Kannst du es dir denken, Jane?«

»Mallmann?«

»So ist es. Der verfluchte Vampir Mallmann. Er ist derjenige, der sich hier ebenfalls verborgen hält. Raffiniert versteckt, weißt du? Von hier spinnt er seine mörderischen Pläne, und die Frauen müssen ihm einfach dienen.«

»Sind es Vampire?«

»Es kann sein. Jedenfalls haben sie es immer geschafft, sich versteckt zu halten. Sie kamen nie aus sich heraus, Jane. Es ist schon schwer gewesen, etwas über sie zu erfahren.«

»Und weiter?«

»Mehr weiß ich nicht. Die vergangenen Wochen waren wie ein fürchterlicher Alptraum. Ich weiß nur, daß wir Sommer haben, aber den Monat kenne ich nicht. Was ist mit meinem Mann? Wie geht es ihm?«

»Es geht ihm gut.«

»Wirklich?«

»Nun, er hat sich große Sorgen um Sie gemacht, er ist schrecklich einsam, wie ich hörte, aber das wird bald vorbei sein, wenn ich Sie hier herausgeholt habe.«

Mary Sinclair weinte. Nicht ihretwegen, das Schicksal ließ sie nicht mehr weinen. Sie dachte dabei an ihren Mann, denn sie konnte sich sehr gut vorstellen, welche Qualen er durchlitten hatte.

Jane sprach wieder ein anderes Thema an. »Wir dürfen nicht um den heißen Brei herumreden, Mrs. Sinclair. Ich muß wissen, wie wir hier herauskommen.«

»Das kann ich dir schlecht sagen, Jane.«

»Was hast du gesehen?«

»Nur mein Gefängnis und den Abtritt, wo ich mich auch waschen konnte.«

»Sonst noch etwas?«

»Nein, es war immer dunkel. Ich hörte deine Schritte, da ging ich

schauen.«

»Wie komme ich in Ihr Verlies?«

»Das weiß ich auch nicht, Jane. Es ist eben alles anders hier. Bitte, sei vorsichtig.«

»Das werde ich auch.«

»Und was ist mit John? Ist er tatsächlich in der Nähe, oder hast du mir das nur gesagt, um ich zu beruhigen?«

»Es war so abgesprochen, Mrs. Sinclair, daß er und Suko ebenfalls erscheinen.«

Sie deutete ein Nicken an. »Sag Ihnen, daß sie sich vorsehen sollen. Es ist gefährlich, sich in dieser Umgebung zu bewegen. Mallmann hat sich nicht grundlos in das alte Gemäuer zurückgezogen.«

»Sind Fallen aufgebaut worden?«

Mrs. Sinclairs Gesicht bekam einen angestrengten Ausdruck. »Ich habe so oft darüber nachgedacht, aber ich bin zu keinem Entschluß gekommen. Ich konnte es auch nicht, weil ich es nicht weiß. Ihr müßt euch auf euer Glück verlassen und…« Sie stoppte mitten im Satz. Im Gegensatz zu Jane konnte sie schräg aus ihrem Gefängnis nach draußen schauen, und sie hatte etwas entdeckt.

Die Detektivin verstand das Warnsignal. Sie ließ Mary Sinclairs Hand los, stemmte sich schnell in die Höhe, kreiselte auf der Stelle herum – und sah in das verzerrte Gesicht der Rebecca, die sie aus schmalen Augen anblickte.

»Aha, Jane Collins. So sieht also die Dankbarkeit für unsere Gastfreundschaft aus. Schnüffeln – wie?«

***

Jane Collins hatte den Schock rasch überwunden. Sie gehörte zu den Personen, die schon einiges einstecken konnten. Auch den ersten heftigen Atem bekam sie rasch unter Kontrolle und schaffte es sogar, zu lächeln. »Ich verstehe dich nicht, Rebecca, wirklich, ich kann dich nicht begreifen. Was soll ich getan haben? Schnüffeln? Ich bin nur spazierengegangen, das ist alles.«

»So, so…«

»Ja, ich fühlte mich besser.« Sie deutete mit dem rechten Arm einen Halbkreis an. »Die Gegend ist so wunderbar, sie eignet sich für einen Spaziergang.«

»Das mag alles sein. Nur ist es komisch, daß du ausgerechnet diese Frau getroffen hast. Was immer sie dir erzählt hat, Jane, du kannst ihr nichts glauben.«

»Sie hat nicht viel gesagt!«

»Lüg nicht.« Im Gesicht der Frau zuckte es. »Sie hat wohl einiges berichtet. Ich habe euch schon eine Weile beobachtet, ich kann es bestätigen. Es war schlimm.«

»Nun ja, Rebecca, sie berichtete wohl von gewissen Dingen, die mir ebenfalls komisch vorgekommen sind. Sie sprach davon, daß man sie gefangengehalten hat.«

»Lüge, nichts als Lüge. Diese Frau steckt nicht grundlos in dem Verlies, das kann ich dir sagen. Wir haben sie bewußt dort hineingetan. Es ist nicht leicht, jemand unter Kontrolle zu halten, der nicht ganz richtig im Kopf ist. Einige Male schon hat sie auszubrechen versucht, als wir es im Guten probierten, aber das ist nicht das Thema. Diese Frau, sie heißt Mary, hat einen Teil ihres Verstandes verloren und lebt in einer anderen Welt. Damit mußt du dich abfinden, Jane, hast du verstanden?«

Sie nickte.

»Und noch etwas. Der Gefangenen mag es beim ersten Hinsehen schlecht gehen, aber bei uns ist sie trotzdem in guten Händen, denn wir haben für alles gesorgt. Andere werden abgeschoben in Heime, wo sie dahinvegetieren, sie aber…«

»Hat es noch schlimmer getroffen!« Jane konnte einfach nicht anders. Sie mußte den Satz sprechen.

»Das sieht nur so aus.« Rebecca schüttelte unwillig den Kopf. »Außerdem will ich davon nichts mehr hören, hast du verstanden?«

»Ja, natürlich.«

»Dann ist es gut.«

Jane schaute auf die Fensterluke. Das Gesicht dahinter war verschwunden. Dafür hörte sie Rebeccas Schritte. Diesmal laut und deutlich. »Was hat sie denn noch alles zum Besten gegeben, deine neue Freundin?«

»Ich weiß es nicht mehr.«

»Du lügst.«

»Nein, wieso?«

»Hat sie nicht von einem Mann gesprochen?« flüsterte Rebecca.

»Von einem Mann, der sich hier herumtreiben soll?«

»Tut er das?«

»Verdammt, weich mir nicht aus!«

Jane nickte langsam. »Ja, sie erwähnte ihn, aber sie nannte mir nicht seinen Namen.«

Rebecca lächelte hintergründig. Die Haut sah dabei aus, als hätte man graues Gummi in die Länge gezogen. Für Jane stand fest, daß sie in eine Falle gelockt werden sollte. Sie überlegte, was Rebecca gar nicht gefiel, denn sie fragte lauernd: »Suchst du nach einer Ausrede, Kindchen?«

»Überhaupt nicht.«

»Was hindert dich daran, den Mann kennenzulernen? Er ist übrigens der einzige hier.«

»Das wundert mich.«

Rebecca hob die Schultern. »Manchmal müssen auch Beginen Kompromisse eingehen.«
»Ist er denn etwas Besonderes?«
»Das kann man wohl sagen. Dieser Mann ist…« Sie lächelte breit.
»Nun ja, du wirst ihn schon noch kennenlernen. Jedenfalls kann ich dir seinen Namen sagen. Er heißt Will, ganz einfach zu merken, Kindchen. Nur eben Will.«
»Ah ja.«
»Hat sie noch etwas über ihn erzählt?«
Jane schüttelte den Kopf. »Nicht daß ich wüßte. Sie hielt sich eben sehr zurück.«
»Das meine ich auch.«
»Wieso? Was hätte sie denn alles über Will berichten können? Ist er etwas Besonderes?«
»Alle, die hier leben, sind etwas Besonderes. Auch du gehörst dazu, Kindchen.«
Jane runzelte die Stirn. »Ich sehe mich als normalen Menschen an. Da ich deine Gastfreundschaft erhalten habe, möchte ich mich nicht querstellen. Ich werde den Mann kennenlernen.«
Sie nickte. »Das wirst du, mein Schätzchen, das wirst du sogar ganz sicher.«
Jane wußte, was auf sie zukam. Und sie war gespannt darauf, wie Mallmann reagieren würde. Daß sie sich in die Höhle des Löwen begab, war ihr klar. Wenn sie als Mensch dem Vampir Mallmann gegenüberstand, würde dieser keine Rücksicht kennen und versuchen, sie ebenfalls zu einem Blutsauger zu machen.
Aber Jane war gewappnet. Eine erkannte Gefahr war auch in diesem Fall nur eine halbe.
Rebecca streckte ihr die Hand entgegen. »Komm mit, meine Teure, wir wollen ihn nicht zu lange warten lassen. Es wäre nicht gut, denn er ist ein ganz Großer.«
Jane sah das zwar anders, allein, sie enthielt sich eines Kommentars. Einen letzten Blick warf sie noch zurück auf den Ausschnitt des Verliesfensters. Die Hand war verschwunden, dafür sah sie das Gesicht der Mary Sinclair, auf dem sich ein warnender und gleichzeitig sorgenvoller Ausdruck zeigte. Mit den Augen warnte sie Jane, die knapp lächelte und sich scharf umdrehte, was Rebecca gefiel, denn sie nickte.
»Wie gut, daß du dich von dieser Person nicht hast beeinflussen lassen. Zumindest nicht so stark.«
»Wann laßt ihr sie wieder frei?«
Rebecca lachte wie ein Mann. »Das kann ich dir nicht sagen, denn es kommt einzig und allein auf sie an. Wenn sie geheilt wird, lassen wir sie frei, vorausgesetzt, sie redet nicht mehr wirr.«

»Sie wäre in einem Krankenhaus besser aufgehoben.«

Rebecca nickte. »Das haben wir auch gemeint, aber sie wollte nicht, verstehst du?«

»Klar.« Du Lügnerin, dachte Jane. Du verlogenes Subjekt, aber warte, ich werde dich noch zwischen die Finger kriegen und dir dann deinen verdammten Hals umdrehen.

»Ich habe noch jemand gesehen«, sagte sie, »eine von deinen Schwestern, Rebecca.«

»So? Wen denn?«

»Eine jüngere Frau, blond.«

Rebecca blieb stehen. Sie standen im Schatten eines wuchtigen Baumes. »Das kann nicht sein, Jane. Nein, das kann nicht sein. Wo willst du sie denn gesehen haben?«

»Als ich mich badete, schaute sie durch das Fenster. Sie starrte mich an.«

»Eine Täuschung. Es mag an der Hitze gelegen haben. Ich kenne keine junge Blondine.«

»Dann wohnen hier also nur ältere Personen?«

»Davon kann man ausgehen.«

»Wo halten sie sich auf?«

»In ihren Räumen, Kindchen. Ich habe heute den Außendienst übernommen. Du mußt wissen, daß wir uns gegenseitig abwechseln. Wir haben eine perfekte Arbeitsteilung vorgenommen. So etwas muß man tun, um die Gebäude zu betreiben.«

Jane wußte genau, daß sie mit Ausreden abgespeist wurde. Aber sie nahm sie hin. Ihre Zeit würde kommen, daran glaubte sie fest.

»Ich gehe mal vor«, sagte Rebecca leise und ließ Jane stehen. Sie verschwand zwischen zwei hohen Heckenbüschen, und die Detektivin zögerte damit, ihr zu folgen. Erst als sie die Stimme der Alten hörte, ging sie ihr nach.

Vor einer Tür, am Fuß einer schiefen Ebene, war sie stehengeblieben. Jane erinnerte sich daran, daß es ähnliche Konstruktionen auch noch in London gab. Sie waren zumeist die Eingänge zu irgendwelchen Kohlenkellern. Die Holztür selbst hätte sie allein nur durch einen Zufall entdecken können, denn sie lag noch versteckt zwischen den Büschen.

»Da soll ich hinein?«

Rebecca nickte. »Ja, es ist der ideale Eingang, mein Täubchen. Einfach sicher.«

»Und wen finden wir dort unten?«

Fast knurrend atmete die Frau aus. »Das ist doch klar, unseren einzigen Mann.«

»Ach ja. Weshalb hast du ihn denn im Keller oder tief unter der Erde verstecken müssen?«

»Das ist doch klar, meine Liebe. Weil unser männlicher Gast eben etwas Besonderes ist. Ich wundere mich darüber, daß du so etwas nicht begreifen kannst.«

»Nun ja, ich bin das nicht gewohnt.«

Die Holztür besaß einen Griff, der dem von einem Garagentor ähnelte.

Rebecca bückte sich und gab dabei ein Ächzen ab, daß einem angst und bange werden konnte. Sie drehte den Griff herum, zog daran, und das Holztor gab dabei ein fast widerliches Knarren von sich, aber es schwang langsam hoch.

»So«, flüsterte Rebecca, »so hast du schon einen Eindruck von den Dingen bekommen.«

Jane mußte sich bücken, um in das dunkle Loch schauen zu können. Sie hatte mit einer Treppe gerechnet, die in die Tiefe führte. So etwas Ähnliches war auch vorhanden, nur existierten keine normalen Stufen, sondern Trittstellen, die in den harten Lehmboden hineingeschlagen worden waren. Dabei sehr breit angelegt, damit jeder den Weg bequem gehen konnte, wobei er weiter unten den Kopf einziehen mußte.

»Nun, was sagst du?«

Jane hob die Schultern. »Gibt es hier kein Licht?«

Rebecca winkte ab. »Nein, hier nicht. Das Licht wirst du gleich woanders sehen können.«

»Was erwartet mich?«

»Er – unser Will.«

Die Detektivin enthielt sich einer Antwort. Es gab gewisse Dinge, die ließ man besser auf sich zukommen. »Geh du vor«, sagte sie.

»Gern.« Rebecca krümmte ihren Rücken und verschwand wie ein Gespenst in der Finsternis.

Jane Collins zögerte noch. Ihr war schon mulmig zumute, das gab sie ehrlich zu. Das Blut hämmerte hinter den Schläfen.

Sehr vorsichtig folgte sie Rebecca und fühlte nach der kleinen Silberkugel-Astra, die in der Tasche steckte.

Sie war heilfroh, die Tasche mitgenommen zu haben.

Vor einer zweiten Tür trafen sie wieder zusammen. Nebenan stand ein kleiner Tisch. Kerzen lagen bereit, auch Zündhölzer. »Du nimmst dir eine, Jane, ich die andere. In diesem Haus, wo immer es auch sei, wirst du keine Elektrizität finden. Wir sind vergessen worden, aber wir sind nicht traurig darüber.«

»Das sieht jeder anders.«

Rebecca kicherte, bevor sie ein Zündholz anriß und einen Docht entflammte. Bisher hatte Jane nur den Staub gerochen, der sich hier unten ausgebreitet hatte. Jetzt konnte sie mehr sehen und sah die zahlreichen Spinnweben, die an der Tür klebten.

Rebecca öffnete. Mit zwei Kerzen bewaffnet betraten die beiden Frauen einen engen, düsteren tunnelähnlichen Gang, in dem es erbärmlich stank. Es war nicht nur der Geruch von Fäulnis, der sie anwiderte, ein anderer hatte sich ebenfalls dazwischengeschoben.

Es roch nach Blut…

Nach altem Blut, das eingetrocknet war und wie klebrige Fäden innerhalb der düsteren Mauer hing, wobei es einen Großteil des Sauerstoffs verdrängt hatte.

Das gefiel Jane überhaupt nicht. Sie hatte das Gefühl, einem unterirdischen Friedhof entgegenzugehen.

Im Schein der Kerze sah das Gesicht ihrer Begleiterin noch schlimmer aus. Da wirkte es wie eine düstere Landschaft, in der sich Schatten und hellere Flecken miteinander abwechselten oder zu einem zuckenden Muster zusammenflossen.

»Wie lange müssen wir noch laufen?«

Rebecca winkte ab. »Keine Sorge, wir sind gleich da. Dann kannst du ihn sehen.«

»Ihr liebt euren Will – oder?«

»Und wie!«

Rebecca ging schneller, als wäre sie von einer inneren Unruhe getrieben. Jane hörte ihr Keuchen, die fast wütend klingenden Knurrlaute dazwischen, und sie mußte die Flamme mit der gekrümmten Handfläche abschirmen, sonst hätte sie der Luftzug ausgeblasen.

Wieder stoppte sie vor einer Tür. Rebecca drehte sich zu Jane um.

»Wir befinden uns jetzt ungefähr in Kellerhöhe«, erklärte sie. »Wenn ich diese Tür öffne, dann ist der Weg zu ihm frei. Dann gelangen wir wieder in das Gebäude.«

»Dann mach es!«

Rebecca kicherte noch einmal. »Du wirst dich wundem, meine Liebe. Ja, du wirst dich wundern.«

Das glaube ich kaum, dachte Jane. Sie war in diesem Fall auf das Schlimmste gefaßt.

Mit einem Ruck öffnete Rebecca die Tür. Jane war davon überrascht, wie leicht dies klappte.

Als erste betrat Rebecca das unheimlich wirkende Gewölbe, ging zwei Schritte hinter der Tür nach rechts, um Jane Collins den nötigen Platz zu schaffen.

Die Flammen zweier Kerzen reichten aus, um das quadratische Verlies einigermaßen auszuleuchten. Das tanzende Licht fiel auf einen Gegenstand, der beherrschend war.

Ein grauschwarzer Sarg!

»Und das ist Wills Wohnstätte«, erklärte Rebecca flüsternd, bevor sie schrill kicherte und die Tür wieder zuschlug…

***

Leider von innen, aber das nahm Jane Collins nur am Rande wahr.

Sie konnte ihre Blicke einfach nicht von diesem Sarg wenden, der alles beherrschend war.

Im Vergleich zu ihm trat das Mauerwerk zurück, es schien zu verschwimmen. Janes Blicke waren einzig und allein auf die große Totenkiste gerichtet.

Sie wußte auch, daß Rebecca sie nicht grundlos in diesem Verlies zurückgelassen hatte. So wie Jane die Person einschätzte gehörte dies alles zu ihrem Plan.

Sie hatte den ersten Schock überwunden, lauschte ihrem eigenen Atmen, zwinkerte mit den Augen und hatte sogar den alten Staub des Verlieses im Mund. Sie zwinkerte mit den Augen, ging einen Schritt vor, wobei die Sohle über den Boden schleifte und Jane dieses Geräusch für einen Moment irritierte, aber sie überwand sich selbst, denn für sie gab es nur ein Voran, kein Zurück. Die Tür mit normalen Kräften zu durchbrechen, war unmöglich.

Der Sarg war sehr lang. Jane glaubte fest daran, daß er auch besetzt war. Soweit John Sinclair sie informiert hatte, gab es eigentlich nur eine Person, die darin Platz gefunden haben konnte. Derjenige, um den sich alles drehte, der die Fäden zog, und der dabei war, ein Vampir-Imperium zu eröffnen.

Eine weltweite Vereinigung von Blutsaugern, zu denen Jane auf keinen Fall gehören wollte.

Ein Fenster besaß der Raum nicht. Die Wände bestanden aus dicken Steinen. Die Quader waren so dicht gegeneinander gepreßt worden, daß Zwischenräume nicht ausgefüllt zu werden brauchten.

Das Licht der Kerzen sorgte für ein entsprechendes Muster. Es verteilte sich überall und vergaß auch nicht, ihre Schatten über die Decke zu schicken.

Die Detektivin wartete noch ab. In ihrer Brust schlug ein Kunstherz. An manchen Tagen hatte sie das Gefühl, es würde härter schlagen als ein normales. So auch jetzt. Der Rhythmus kam ihr irgendwie unregelmäßig vor.

Auch hatte sie für einige Zeit unter dem Bann des Teufels gestanden und ihm gedient. Der Satan hatte sie zu einer Hexe gemacht, die Zeiten waren zum Glück vorbei. Jane bezeichnete sich wieder als normal, aber ein Rest der Hexenkräfte steckte noch in ihr. Nur hatte sie es geschafft, diese Kraft in eine andere Richtung zu lenken.

Manchmal, in sehr extremen Situationen, reagierte sie dann fast schon unmenschlich, aber nie dem Negativen zugewandt.

Sie war darauf fixiert, die dämonischen Kräfte zu zerstören. Sie wollte nicht, daß die Mächte der Finsternis mit all ihren Begleiterscheinungen die Kontrolle übernahmen. Jane bekämpfte sie,

wo sie diese Gegner nur antreffen konnte.

Wie hier auf dem Beginenhof, der einen so romantischen Eindruck machte. Ein Besucher hätte von ihm schwärmen können. Hinter den dicken Mauern fanden Dichter und Denker die nötige Ruhe, um sich neuen Ideen und Taten widmen zu können, aber wehe demjenigen, der es schaffte, hinter die Kulissen zu schauen, er war verloren.

Jane wollte auch nicht länger nur auf der Stelle stehen und passiv sein. Daß Rebecca sie in das Verlies eingesperrt hatte, mußte seinen Grund gehabt haben. Jane ging davon aus, daß sie längst durchschaut worden war. Rebecca hatte mit ihr gespielt, sie möglicherweise sogar hergelockt, um zuschlagen zu können.

Eine gigantische Falle, die der Vampir Mallmann aufgebaut hatte.

Einer, der den alten Traditionen folgte und sich in einem Sarg versteckte, solange ihn das Licht der Sonne störte.

In dieses Verlies aber drang es nicht hinein. Hier huschte nur der Kerzenschein, der einem Blutsauger nichts ausmachte.

Der Kloß in Janes Hals wollte nicht weichen und verdichtete sich noch mehr, als sie plötzlich das schabende Geräusch vernahm, das vom Sarg her gegen ihre Ohren drang.

Ein Schauer der Kälte kroch über ihren Rücken, ihr Gaumen zog sich zusammen, der Herzschlag verstärkte sich. Sie wußte, was kam.

Es war eine Szene, wie sie Gruselfilm-Regisseure voll auskosteten und ihre Zuschauer in Spannung hielten.

Der schwere, schwarze Sargdeckel bekam von unten her einen gewissen Druck. Um eine Winzigkeit wurde er angehoben, dann weitergeschoben. Janes Augen weiteten sich, als sie die bleichen Finger sah, die wie Regenwürmer durch die Lücke zwischen den beiden Teilen glitten, sich krümmten und den Rand der unteren Hälfte umfaßten.

Noch lag der Deckel. Jane hatte nur Augen für die Hand, deren Rücken sich aufbäumte und den Deckel noch weiter in die Höhe drückte. So konnte sie sich weiterschieben. Das Gelenk erschien, der Arm und ein Stück glänzender Stoff.

Jane kannte die langen Finger. Oft genug hatte ihr früher der Kommissar Mallmann die Hand gedrückt. Jetzt widerte sie die Hand an, gleichzeitig aber zuckte eine Wahnsinnsidee durch ihren Schädel, denn sie dachte daran, daß sie in ihrer Handtasche die kleine Astra-Pistole trug, und diese wiederum war mit geweihten Silberkugeln geladen: absolut tödliche Geschosse für einen Blutsauger.

Mit einer gezielt abgefeuerten Kugel konnte Jane Collins alles klarmachen.

Plötzlich war sie schrecklich aufgeregt. Sie wollte die Waffe hervorreißen, doch Mallmann schien es geahnt zu haben, denn die Ereignisse überstürzten sich.

Wuchtig schleuderte er den Sargdeckel in die Höhe. Jane sah nur mehr einen kompakten Schatten, der ihr genau entgegenflog. Daß es der schwere Sargdeckel war, bekam sie einen Herzschlag später mit, als er gegen sie prallte.

Sie hatte noch die Arme hochgerissen. Es war gut, so konnte sie dem Schlag einen Teil der Wucht nehmen. Das Holz traf nicht ihr Gesicht, sie spürte den Schmerz in den Armen, taumelte zurück. Die Wand stoppte sie, der Deckel fiel zu Boden, und trotz des dabei entstehenden krachenden Geräusches vernahm sie das harte Lachen des Vampirs, der mit einem Sprung seinen Sarg verlassen hatte.

Als Jane wieder klar sehen und denken konnte, stand er vor ihr.

Zum Greifen nahe, wie man immer sagte. Sie hätte nur den Arm auszustrecken brauchen, um ihn zu packen, doch sie ließ es bleiben und wartete mit geschlossenen Augen ab, was Mallmann vorhatte.

Das Schließen der Augen war eine Abwehrreaktion. Sie wollte für Sekunden die Wirklichkeit verdrängen, was ihr nur so lange gelang, bis sie das Lachen hörte.

Ein gemeines, hartes und auch triumphierendes Lachen. So reagierte jemand, der sich freute, weil seine Falle zugeschnappt war.

»Schau mich an, Jane! Schau mir ins Gesicht!«

Die Detektivin sah hin. Sie kannte den veränderten Will Mallmann bisher nur aus Beschreibungen. Sie wußte, was die Sinclairs mitgemacht hatten, und jetzt mußte sie zugeben, daß der Geisterjäger nicht übertrieben hatte, was Mallmann anging.

Er war widerlich. So der erste Eindruck. Gleichzeitig auch irgendwo faszinierend, denn er glich einer Kunstgestalt, in die jemand Leben eingehaucht hatte.

Das sowieso schon schüttere Haar war möglicherweise noch weniger geworden. Nur hatte es Mallmann anders frisiert. Es lag jetzt glatt auf seinem Kopf und besaß einen Glanz, als wäre es mit Gel eingeschmiert worden.

Wegen der dunklen Farbe wirkte sein Gesicht im Kontrast dazu noch bleicher. Eine fast weiße, wie gepudert scheinende Haut, die straff über den Knochen lag. Dazu die breiten Lippen und das eckige Kinn, sie gaben ihm ein brutales Erscheinungsbild.

Jane war nicht in der Lage, einen Kommentar zu geben. Sie konnte nur in das Gesicht schauen, in diese glatte, gefühllos und kalt wirkende Maske.

Hinzu kamen die Augen. Zwei dunkle Kreise als Pupillen, an den Seiten aber rotunterlaufen, als hätte jemand die Blutäderchen mit einem feinen Pinsel gezeichnet.

Jane ging davon aus, daß es keine Adern waren. Dort lief das Blut sichtbar zusammen, das sich im Körper des Supervampirs befand.

Altes Blut oder neues?

Eine schwierige Frage, für Jane schwer zu beantworten. Sie hoffte allerdings, daß es sich dabei um altes Blut handelte und Mallmann keine weiteren Opfer gefunden hatte.

Zuletzt blieb ihr Blick auf seiner hohen Stirn haften. Wenn sie sehr genau hinschaute, konnte sie dort etwas erkennen. Es war ein Zeichen, ein Sigill, und es sah aus wie ein Buchstabe. Von John Sinclair wußte sie, daß Mallmann ein solches Zeichen trug. Es sollte ihn und alle anderen an den erinnern, der sein großes Vorbild war.

Dracula!

Und dafür stand das D.

Der alte Vampirgraf. Der Schrecken aus dem Land der Karpaten, der Blutgraf, der Vlad, der gelebt hatte und der zu einer der großen, blutrünstigen Sagengestalten hochstilisiert worden war. Legenden und Romane rankten sich um ihn. Er wurde als König der Vampire bezeichnet, er hatte eine besondere Affinität zu Blut besessen, doch ein Vampir, wie Jane ihn kannte, war er nicht gewesen. Er hatte keine Eckzähne besessen, die waren ihm nur angedichtet worden. Dennoch hatte er es indirekt geschafft, Mallmann zum Vampir zu machen, denn der Kommissar war mit dem alten Blut in Berührung gekommen.

Das alte Blut, übriggeblieben von seinen Opfern und versteckt in einer einsamen Gegend der Karpaten.

Das alles schoß Jane durch den Kopf, während sich die Lippen des Untoten verzogen und zu einem wölfischen Grinsen wurden. So stark, daß Jane die beiden Vampirzähne erkennen konnte, die aus dem Oberkiefer hervorstachen und mit ihren Spitzen die Unterlippe berührten.

So stand er da und schaute Jane an. Langsam breitete er die Arme aus. Die Zähne waren noch zu sehen, als er flüsternd fragte: »Was willst du jetzt noch tun?«

Jane hatte diese Frage nicht erwartet, um so länger dauerte es, bis sie eine Antwort geben konnte. Sie redete sich nicht heraus, es hatte keinen Sinn, deshalb sagte sie die Wahrheit. »Ich will, daß Mary Sinclair freigelassen wird.«

Mallmann lachte kichernd. Das kannte sie auch nicht von ihm.

Dann sah sie sein Nicken. »Das kann ich mir vorstellen. Alle wollen, daß ich sie freilasse.«

»Dann tu es!«

»Nur unter bestimmten Bedingungen, das weißt du genau, Jane. Ich habe sie gestellt und…«

»Welche sind es?«

»Ich will den Blutstein, erst dann kommt sie frei. Und ich werde ihn bekommen.«

Jane schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Mallmann, ich habe ihn nicht.« Sie sprach ihn mit dem Nachnamen an, der andere wollte ihr

einfach nicht über die Lippen kommen.

»Das weiß ich. Sinclair hat ihn.« Der Vampir knirschte die Worte.

Dabei ballte er seine rechte Hand zur Faust. »Sinclair, dieser Hundesohn, ist zu feige, sich mir zu stellen. Er fürchtet sich davor, seine Mutter als Untote zu sehen.«

Jane nickte. »Das ist doch verständlich – oder?«

Mallmann ging darauf nicht ein. »Statt dessen hat er dich vorgeschickt. Er selbst ist zu feige. Er hat nicht einmal Rücksicht auf seinen alten Vater genommen. Ich habe mich in ihm getäuscht, Jane. Er ist alt geworden, scheint mir.«

»Man kann dir nicht trauen, Mallmann.«

Der Vampir hob die Augenbrauen. »Wieso kann man mir nicht trauen? Ich spiele nicht falsch.«

»Du hast ihn einmal reingelegt, als du ihm seine Mutter als Geisel angeboten hast.«

»Das hat er sich selbst zuzuschreiben gehabt, verdammt! Sinclair selbst hatte mich reinlegen wollen, und jetzt hat er es wieder versucht, indem er dich schickte.«

»Nein, ich habe die Spur gefunden.«

»Wie denn?«

»Vergiß nicht, daß ich Detektivin bin.«

Er schaute sie nur an. Sein Gesicht war verächtlich, und Jane fühlte sich wie der letzte Dreck. Dann fragte er:

»Kannst du dir vorstellen, daß mir dein Blut besonders gut schmecken wird? Kannst du dir das denken, Jane Collins?«

»Nein, Mallmann. Ich bin für dich unverdaulich. Mein Blut wird dir den Magen verderben.«

»Was macht dich so sicher?«

»In mir steckt noch ein Rest der alten Hexenkraft. Das wird dir nicht munden.«

Er schüttelte den Kopf. Drohend stand er neben dem schwarzen Sarg, umschmeichelt vom Wechsellicht der beiden Kerzen. »Du kommst hier nicht raus, Jane Collins. Nicht so, wie du reingekommen bist. Sinclair soll merken, daß ich mich nicht reinlegen lasse. Seine Augen werden ihm spätestens dann geöffnet, wenn du als Vampir vor seinen Füßen liegst und dein Blut durch meine Adern rinnt wie ein frischer Quell. Rebecca war heute wieder gut zu mir. Die Tür ist verriegelt. Du und ich, wir sind allein, sehr allein sogar.«

Er nickte, und Jane wich in dem Moment zurück, als er sich in Bewegung setzte.

»Wo willst du hin?« fragte er und stieg mit einer geschmeidigen Bewegung über das offene Sargunterteil. »Du kannst nicht raus. Rebecca und ich arbeiten Hand in Hand.«

Jane nickte. »Ja, ich glaube dir. Ihr seid ein perfektes Paar geworden,

ihr beiden.«

»Sehr richtig, meine Freundin.«

»Aber nichts auf dieser Welt ist perfekt!« erklärte Jane, die schon fast die Tür erreicht hatte. »Überhaupt nichts. Es gibt immer wieder Dinge, die zurechtgerückt werden müssen. Selbst Vampire haben…« Weiter sprach sie nicht mehr. Jetzt vollendete sie das, wozu sie vorhin nicht gekommen war.

Jane griff blitzschnell in die Tasche und förderte mit einem zielsicheren Griff die Pistole hervor. Die Tasche ließ sie fallen, die Waffe nicht. Deren Mündung wies genau auf den Kopf des Blutsaugers…

***

Mallmann blieb stehen!

War er überrascht, konsterniert? Wollte er einfach nur grinsen und abwarten? Es konnte alles zu bedeuten haben, die Wahrheit bekam Jane nicht heraus.

Auch sie hatte Mühe, sich unter Kontrolle zu halten. Scharf fixierte sie ihn. »Du weißt, Mallmann, welche Kugeln in dieser Waffe stecken, nicht wahr?«

»Ich kann es mir denken.«

Janes Gesicht zeigte einen triumphierenden Ausdruck. »Geweihtes Silber, Vampir. In dieser Waffe stecken geweihte Silberkugeln, und die befördern dich in die Hölle. Es wird für dich keinen Blutstein mehr geben, keine weiteren Opfer mehr, kein Vampir-Imperium, das ist alles vorbei, Mallmann. Hier in diesem Verlies wirst du dein verfluchtes, untotes Leben aushauchen.«

Er starrte sie an. Es kam Jane so vor, als hätte er die Sätze kaum zur Kenntnis genommen, weil er einfach nicht reagierte. Nur seine Augen verengten sich zu Schlitzen, wobei die Boshaftigkeit des Blicks um keinen Deut nachließ.

»Nach deinem Tod werde ich Mary Sinclair befreien. Rebecca wird kein Hindernis für mich sein, das schwöre ich dir. So wird alles laufen, wie ich es mir vorgestellt habe.«

»Wenn du dich da nicht mal irrst, Jane!«

»Wieso? Mary ist geschwächt, das gebe ich zu. Du hast sie schlimm behandelt, aber sie wird leben, im Gegensatz zu dir, Mallmann. Du bist dem Tod geweiht. Zudem spielt es keine Rolle, wer dich vernichtet. Ob John Sinclair, Suko oder ich. Wir sind ein Team. Hier kämpft einer für den anderen. Das macht uns stark. Wir stellen den Egoismus im Dienst des Allgemeinwohls zurück. So sieht es aus.«

Mallmann breitete die Arme aus. Hätte er ein Cape getragen, so hätte er Ähnlichkeit mit einer Fledermaus besessen. Aber er gab sich lässig, fast überlegen, was Jane Collins wiederum ärgerte. Ihr Zeigefinger

zuckte. Noch zog sie nicht durch, weil sie etwas daran hinderte.

Skrupel, einen Menschen zu töten?

Nein, daran glaubte sie nicht. Es mußte etwas anderes sein, über das sie nicht hinwegkonnte.

War es der Blick des Untoten, der sie fixierte? Mallmann hatte seine Augen auf sie gerichtet. Er schaute sie knallhart an. In seinen Zügen lag eine gewisse Boshaftigkeit. Der Mund bewegte sich, ohne daß die Zähne zu sehen waren. Er sah aus, als würde er kauen.

»Willst du nicht schießen?«

Jane spürte Schweiß auf der Stirn. Mallmanns Augen nahmen an Größe zu. Und noch etwas geschah mit ihm. Auf seiner Stirn, wo sich der Buchstabe abzeichnete, bekamen dessen Konturen eine dunkelrote Farbe, damit das D besonders scharf abstach.

Zum erstenmal spürte Jane, welch eine Macht in dieser untoten Person steckte. Es war nicht allein die äußerliche Kraft, das Innere des Blutsaugers hatte sich aufgefüllt. Er schaffte es tatsächlich, Menschen unter seine Kontrolle zu bekommen.

So auch Jane – oder?

Sie konnte nicht mehr ruhig stehen. Es begann mit ihrem Atem, es lag auch an der Luft, die einen ätzenden Brandgeruch bekommen hatte, den Jane sich nicht erklären konnte.

Mit einer Kugel konnte sie alle Probleme lösen, nur mit einer Kugel, mehr nicht.

Aber sie schoß nicht.

»Na, Jane Collins?«

»Verdammt!« keuchte sie, als sie die Stimme hörte. Mallmann verhöhnte sie regelrecht. »Verdammt noch mal. Ich tu es!«

Sie drückte ab, hörte den Krach hinter sich, schrie auf und fiel auf Mallmann zu…

***

Über dem flachen Land stand die Sonne als heißer Ball und brannte auf unsere Köpfe.

Suko und ich hatten eine Pause eingelegt. Mein Freund hatte den Leihwagen in den Schatten gefahren, wo die Äste mächtiger Ulmen ihn vor den Strahlen schützten.

Ich stand in der Sonne, während Suko am Wagen lehnte und zu Boden starrte. Er wußte, daß es Momente gab, wo er mich in Ruhe lassen mußte, da ich mit meinen Gedanken allein sein wollte.

Ein derartiger Moment war jetzt gekommen. Wir befanden uns in Belgien, wo die gleiche Hitze herrschte wie in England. Aber wir fuhren auch nicht zum Vergnügen durch Belgien, denn ein Fall hatte uns über den Kanal geführt.

Ein Fall, der mich persönlich betraf, der all meine Emotionen

aufkochen ließ, denn es ging um meine Mutter, die sich seit Monaten schon in den Händen des Vampirs Mallmann befand. Ich wußte nicht, ob sie noch normal lebte.

Begonnen hatte alles in einem Londoner Krematorium, wo Leichen verbrannt wurden und wir die Bekanntschaft einer Feuerfrau gemacht hatten. Diese Feuer-Furie war wie aus dem Nichts erschienen, obwohl Suko und ich daran nicht glauben konnten, denn nichts geschah ohne Grund. Ich hatte miterleben müssen, wie meine Mutter verbrannte – eine Wachspuppe – glücklicherweise, aber das alles hatte meine Nerven zur Raserei gebracht. Wir waren von der Feuer-Furie ebenso an der langen Leine geführt worden wie mein Vater Horace F. Sinclair. Von ihm hatten wir die entscheidende Spur bekommen, die uns nach Belgien führte, auf einen bestimmten Hof, einen Beginenhof. Dort sollten wir mehr erfahren.[1]

Was, das stand in den Sternen. Ich ging allerdings davon aus, daß es eng mit dem Schicksal meiner Mutter zusammenhing. Möglicherweise war sie sogar auf dem Hof gefangengenommen worden und vegetierte dort dahin, möglicherweise sogar als Untote.

Es hing alles in der Schwebe. Ich kam überhaupt nicht zurecht.

Meine Nerven waren regelrecht aufgeputscht. Wenn ich normal überlegen wollte, fiel mir das schwer, aber ich hatte immerhin eine Bedingung erfüllt und den Blutstein mit auf die Reise genommen.

Den wollte Mallmann besitzen, um seine Macht noch mehr erweitern zu können. Ich war bereit, ihm den Stein zu geben, vorausgesetzt, er gab mir meine Mutter wieder völlig normal zurück.

Über diese Dinge mußte ich nachdenken. Ich wußte auch nicht, ob sie sich in die Praxis umsetzen ließen, bisher jedenfalls waren sie nur Theorie gewesen.

Wir hatten den Hof noch nicht erreicht, doch wir gingen davon aus, daß unser Joker bereits am Ziel war. Der Joker besaß einen Namen – Jane Collins.

Sie hatte sich nicht geweigert, als sie erfuhr, um was es ging. Zudem war es besser, wenn wir eine Frau schickten, denn die Beginenhöfe wurden nur von Frauen bewohnt. Sie hatten sich in den vorherigen Jahrhunderten zu klosterähnlichen Gemeinschaften in der Einsamkeit der meist niederländischen Länder zusammengeschlossen, um ihr eigenes Leben zu führen. Die Beginen waren verfolgt worden, erst in letzter Zeit, zusammen mit dem Hochschwappen des neuen Bewußtseins bei Frauen, hatten sie sich wieder neu formiert.

Wie dem auch war, von den Beginen zu den Blutsaugern war es in der Theorie ein langer Schritt. Wir hofften, ihn überwinden zu können, und einen Beginenhof konnte ich mir als Versteck für meine Mutter ebenfalls gut vorstellen.

Die nahe Zukunft würde zeigen, ob ich mich geirrt hatte oder nicht.

Weil ich Schritte hinter mir hörte, drehte ich mich um. Suko hatte den Schatten verlassen und kam auf mich zu.

»Willst du dich braten lassen?« fragte er.

»Nein, ich denke nach!«

»Und worüber?«

»Kannst du dir das nicht denken?«

Er blieb neben mir stehen und nickte. »Sicher, John, aber bist du zu einem Entschluß gekommen?«

»Nein.«

»Das dachte ich mir.«

Ich schaute nach vorn. Kornfelder bewegten sich im leichten Wind. Die Ähren waren schon schwer und voll. Sie warteten darauf, geerntet zu werden.

Zwischen den Feldern sah ich die grauen Wege. Einer war breiter und asphaltiert, die Straße, auf der wir in Richtung Osten fahren würden. Irgendwann würden wir dann auf den Beginenhof stoßen, der uns interessierte und hoffentlich schon Besuch von Jane Collins bekommen hatte. Suko hielt eine Dose mit Mineralwasser in der Hand. Sie war bereits geöffnet. »Willst du einen Schluck?«

»Danke.« Ich schüttete das Wasser in meine Kehle. Es war nicht mehr kalt, aber es löschte einen Teil des Durstes. Zudem brauchte ich die Flüssigkeit, man schwitzte bei diesen extremen Temperaturen einfach zu stark. Auch jetzt klebte mir das weiße Leinenhemd am Körper. Ich drückte die Dose zusammen, ein Beweis dafür, wie sehr erledigt ich war.

Von unterwegs hatte ich noch einmal mit meinem Vater telefoniert und mit einem Menschen gesprochen, dessen Stimme völlig anders klang als sonst.

Er machte sich Sorgen; er litt, sein Zustand war nicht mehr als normal zu bezeichnen. Das hatte sich auch auf mich übertragen, schließlich ging es um meine Mutter.

Suko hatte gemeint, daß er nicht nur als Freund und Kollege mitgekommen war, auch als Aufpasser, den ich seiner Meinung nach brauchte. Ich sollte keine Dummheiten machen, denn in diesem Fall war eben alles anders. Der betraf mich persönlich.

Ich wußte selbst, daß einem Polizeibeamten so etwas nicht passieren durfte, aber ich war ein Mensch, und als Mensch reagiert man anders als eine Maschine.

Aus der Tasche des Jacketts – es hing über meine Schulter – holte ich den Blutstein hervor. Er war nicht einmal zu groß und paßte in meine Handfläche. Er wirkte flach, strahlte eine dunkelrote Farbe aus, eben wie Blut, war hart und weich zugleich, wenn man ihn betastete. Eben ein besonderer Stein. Und er war gefüllt mit dem Blut der Menschen, die der echte Vlad Dracula damals geopfert hatte.

Ein grausamer Stein, ein schlimmes Relikt aus der schrecklichen Vergangenheit.

Das alles wußte ich, obwohl ich seine eigentliche Kraft nicht kannte, die jedoch immens sein mußte, sonst wäre der Vampir nicht wie der Teufel hinter der Seele hinter ihm hergewesen.

Das Sonnenlicht strahlte gegen ihn. Der Stein fing die Helligkeit auf, er gab sie nicht zurück. Mir schien es, als würde er sie regelrecht aufsaugen, wobei ich noch ein weiteres Phänomen beobachten konnte. Um den Stein herum hatte sich ein Schatten gelegt. Seine Farbe war dunkelgrau, fast schwarz, sie markierte ihn genau.

Ein Zeichen des Bösen? Vielleicht ein Hinweis auf das Kommende.

Ich spürte es genau, dieser Stein gehörte einfach nicht zu mir. Er war ein Relikt aus einer bösen Zeit. Er widerte mich an, aber ich mußte ihn behalten, um Mallmann Paroli bieten zu können.

Ich hatte auch mit dem Gedanken gespielt, ihn zu zerstören. Das Kreuz gegen den Stein, wobei ich davon ausging, daß mein Talisman ihn vernichten konnte.

»Der Schatten, Suko. Sieh ihn dir genau an! Ich merke, daß der Stein das Sonnenlicht haßt. Er will es nicht mehr haben, er lehnt es ab, er ist, wie soll ich sagen…?«

»Für die Dunkelheit geschaffen«, erklärte mein Freund.

»Richtig.«

Suko legte mir die Hand auf die Schulter. »Es hat keinen Sinn, lange über Dinge nachzudenken, die sich erst noch entwickeln müssen. Laß uns weiterfahren. Wir wollen Jane nicht auf verlorenem Posten lassen. Zudem wird sich die Sonne bald verabschieden.«

Da hatte er recht. Der Ball war bereits tief gesunken, seine Strahlen fielen schräg. Abgekühlt hatte es sich nicht. Mir kam es vor, als würde der Boden die tagsüber aufgenommene Hitze wieder kräftig zurückstrahlen.

»Willst du fahren?« fragte Suko.

»Keinen Bock.«

»Okay, dann mache ich weiter.« Er stöhnte den Satz, und ich mußte grinsen.

In den BMW zu steigen, glich schon einer Folter. Der Wagen hatte sich, obwohl er im Schatten stand, aufgeheizt. Das Innere war mit einer Sauna zu vergleichen.

»Ein Königreich für eine Klimaanlage«, stöhnte ich.

»Mach die Fenster auf!« Suko hämmerte den Wagenschlag zu.

»Du hast gut reden.«

»Los, Alter, es geht weiter! Wie viele Kilometer müssen wir noch zurücklegen?«

»Ich schätze, so um die dreißig.«

»Das machen wir glatt.«

»Und gib acht, daß du die Mühle nicht verpaßt. Sie ist der beste Wegweiser.«

»Klar doch.«

Suko startete. Durch die herabgelassenen Fenster drang die Wärme zusammen mit dem Geruch der reifen Kornfelder. Ich setzte die Sonnenbrille auf und streckte die Beine aus.

Auf der Straße herrschte nur wenig Verkehr. Mal sahen wir einen Landwirt auf seinem Traktor hocken, hin und wieder kam uns ein Nutzfahrzeug entgegen, die Weite des Landes wurde von kleineren Orten unterbrochen, die wir allerdings umfuhren.

Ein schönes Land, auch wenn die Berge fehlten. Die lagen weiter südlich in der Valonie, wo auch französisch gesprochen wurde. Dort hießen die Berge Ardennen.

Unter der flirrenden Glocke aus Licht, Wärme und Staub zeichneten sich plötzlich kompakte Umrisse ab, die Ähnlichkeit mit einem breiten Stummel aufwiesen, der von einer sehr grünen Landschaft umgeben war. Der Stummel besaß Flügel, die breit nach außen fächerten. Es war die Mühle, von der bereits gesprochen worden war.

Ein Anlaufpunkt, bei dem wir ebenfalls anhalten wollten, wie Suko vorschlug.

Die Mühle, ein Restaurationsbetrieb, war geöffnet. Nicht nur wir hatten den Weg gefunden, auch einige andere Gäste saßen vor dem großen Steinbau.

Sie lauschten dem Plätschern des Wassers und hörten dem Knarren der Flügel zu, wenn sie sich mal bewegten. Die Menschen tranken Bier und hatten die Beine von sich gestreckt. Sie alle litten unter der Hitze. Wir setzten uns etwas abseits hin, warteten auf die Bedienung, bestellten eine Mischung aus Saft und Mineralwasser und fragten die Frau nach Jane Collins, wobei ich ihr Foto zeigte.

»Ja, die war heute hier.«

»Wann denn?«

Die Wirtin legte die Stirn in Falten. »Ist schon einige Stunden her. Da war es noch heißer als jetzt. Sie fuhr, wenn ich mich nicht irre, einen 2 CV.«

»Genau.«

»Was ist mit ihr?«

»Wir wollten uns nur treffen.«

»Auf dem Beginenhof?«

»Woher wissen Sie das?«

»Davon hat sie gesprochen, meine ich. Ich erklärte ihr auch noch den Weg dorthin.«

»Kennen Sie den Hof?« wollte Suko wissen.

»Nein, nicht direkt.«

»Aber er ist bewohnt, nicht wahr?«

Sie nickte. »Fragen Sie mich nur nicht, von wem. Ich kenne die Leute nicht.«

»Okay, vielen Dank. Was haben wir zu zahlen?« Suko übernahm die. Rechnung, legte noch ein Trinkgeld hinzu, dann verließen wir die Stätte vor der Mühle.

Ich reckte mich, bevor ich in den Wagen stieg. Die Schweißflecken unter den Achseln wollten nicht verschwinden. Suko sprach noch mit der Frau, um sich nach dem genauen Weg zu erkundigen.

Dann startete ich.

Die Weite des flachen Landes blieb zwar, sie verschwand trotzdem, weil wir durch einige Waldstücke sahen, die wie Inseln hervorwuchsen. Sie verteilten sich und wurden von den schmalen Straßen oder Wegen umgangen. Der Beginenhof lag ebenfalls geschützt, wie Suko von der Frau erfahren hatte.

»Wir müssen auf einen Wald achten, John.«

»Machen wir.«

»Und auf Mauern.«

»Klar doch.«

Die Mauern entdeckten wir nicht, dafür ein zusammenhängendes Waldstück, das selbst aus der Entfernung gepflegt aussah, so als hätte eine Menschenhand daran etwas verändert.

Das mußte es sein!

Die dunkelgrüne Hecke wirkte ebenfalls wie in die Landschaft hineingestellt. Wir rollten an ihr entlang und durch den Schatten.

Teiche sahen wir schimmern. Das Gras wuchs dort besonders hoch und zeigte eine sattgrüne Farbe.

Überschattet wurde dieses Gelände von den mächtigen Ästen alter Bäume.

Zwischen den Teichen waren Blumenbeete angelegt worden, die bunt abstachen.

Dann sahen wir den Wagen!

Ich trat auf die Bremse, als nach einer Kurve der auf dem Weg stehende Klumpen sichtbar wurde. Suko war als erster aus dem Wagen, ging noch nicht auf das Ziel zu, sondern schaute sich vorsichtig um.

Es tat sich nichts. Wir hörten nur das Zwitschern der Vögel in der sonst drückenden Stille, die bereits einen vorabendlichen Touch bekommen hatte. Noch etwas hatte sich verändert. Es war der Geruch, der uns vom Wrack aus entgegenwehte.

Widerlich, stinkend, so legte er sich auf unsere Atemwege. Kalter Rauch, vermischt mit irgendwelchen Ingredienzien, die mir auf den Magen schlugen.

Suko ging schon vor. Ich hatte ihn bald eingeholt und hörte seine leise Frage: »Kann der verkohlte Trümmerhaufen ein 2 CV gewesen

sein?«

»Das war sogar einer.«

»Habe ich mir gedacht. Und Jane hat sich einen 2 CV geliehen, wie wir wissen.«

»Richtig.« Das Wort sagte ich, als sich bereits ein Kloß in meinem Hals festgesetzt hatte.

Suko ging näher an den ausgebrannten Haufen heran, wedelte sich Luft zu, beugte sich vor und untersuchte den Rest. »Ausgebrannt, leer und ausgebrannt. Von Jane keine Spur.«

»Dann hat sie den Wagen verlassen!« stieß ich erleichtert hervor und wischte Schweiß von der Stirn. Die Scheiben waren weggeplatzt. Ich starrte gegen verbrannte Polster, ich sah die verkohlten Teile der Karosserie, die so aussahen, als hätte man sie mit irgendeiner Farbe angestrichen.

Der Geruch war einfach widerlich. Bei längerem Einatmen konnte er mir auf den Magen schlagen.

»Wo ist sie?« fragte Suko und schaute den Weg entlang nach vorn.

Er teilte einen Nutzgarten, der sehr gepflegt aussah. Ein Zeichen, daß hier doch Menschen lebten.

»Geh mal los, Alter.« Ich blieb einen Schritt hinter Suko, um ihm den Rücken zu decken. So friedlich die Gegend auch war, trauen konnte ich keinem. Das verbrannte Autowrack mußte uns Warnung genug sein. Auch Suko dachte darüber nach. Er blieb plötzlich stehen und drehte sich leicht um. »Der Wagen, John, der wird bestimmt nicht von allein entflammt sein. Da hat jemand nachgeholfen.«

»Und wer?«

Er verzog den Mund. »Wir scheinen ein besonderes Verhältnis zum Feuer zu haben, John. Ich könnte mir vorstellen, daß sich unsere Freundin nicht gescheut hat, den langen Weg zu gehen.«

»Die Feuer-Furie?«

»Genau die.«

Ich widersprach nicht. Bei näherem Nachdenken sah ich zwar auch kein Motiv, konnte mir aber vorstellen, daß die Flammenfrau, Mallmann und wir irgendwo einen gefährlichen Kreis bildeten, der auch uns vernichten konnte.

Suko schnippte mit den Fingern. »Erinnere dich daran, daß sie meiner Ansicht nach aussah wie Reva, John.«

»Das ist nicht bewiesen.«

Suko deutete nach vorn. »Laß uns mal weitersehen, was der Hof noch alles bietet.«

Er bot zunächst einmal eine Mauer. Bestehend aus grauem Gestein, allerdings bewachsen mit schlingenähnlichen Pflanzen und einem dichten Pelz aus dunkelgrünem Moos. Selbst die heiße Sonne hatte es nicht geschafft, den Pelz auszutrocknen.

Suko war vor dem schmiedeeisernem Tor stehengeblieben. Er konnte es nicht öffnen.

Uns blieb nichts anderes übrig, als darüber hinwegzuklettern. Wir gelangten in einen gepflasterten Hof. Steinbänke gruppierten sich zusammen mit den Tischen aus Stein um einen alten Brunnen.

Weiter im Hintergrund standen die Häuser der Beginen. Tatsächlich so etwas wie klosterähnliche Bauten, ziemlich flach. Die Dächer bildeten ein Graurot, und zum Hof hin lagen auch die kleinen, viereckigen Fenster. Ob jemand dahinter lauerte und uns beobachtete, konnten wir nicht sagen. Zudem hörten wir nichts, es blieb still wie auf einem Friedhof. Nur unsere Schritte waren zu vernehmen.

Suko schüttelte den Kopf. »Das gefällt mir nicht«, sagte er, »das gefällt mir überhaupt nicht.«

»Was denn?«

»Die Stille, John. Sie ist irgendwie bleiern.« Er hob den Kopf. Die Kronen der mächtigen Bäume wuchsen über uns wie gewaltige Dächer, die alles beschützen wollten. Die Sonne stand schräg. Mücken durchtanzten die Luft, wir hörten sie.

Außen hatten wir kleine Teiche gesehen. Auch jenseits der Pflastersteine, wo der Rasen wie ein Teppich lag, sahen wir die graugrünen Flächen der kleinen Gewässer. Die Oberflächen waren mit hell schimmernden Wasserlinsen oder flachen Blättern bedeckt. Manchmal leuchtete auch das kräftige Rot einer Seerose.

Suko nickte gegen die Steinfassaden. »Ich wäre dafür, die Häuser von innen zu besichtigen.«

»Genau.«

Noch immer auf der Hut durchquerten wir vorsichtig und mit leisen Schritten den Hof. Efeu, Blattwerk und Sträucher bildeten Filter gegen das Licht der Sonne, das nur punktuell den Boden erreichte und dort seine hellen Kreise hinterließ. Ansonsten verschwamm es zu einem milchigen Grün, durch das sich auch die zahlreichen Schwärme der Mücken bewegten.

Wir hörten zwar uns, aber wir hörten keine anderen. Die Häuser kamen uns unbewohnt vor. Sie lagen in der drückenden Stille, die für mich noch etwas anderes besaß.

Sie kam mir modrig vor, gleichzeitig abwartend, als würde sie bewußt etwas verbergen.

Wenn ich Luft holte, füllte Feuchtigkeit meinen Mund aus. Es war sehr schwül geworden, besonders unter den Bäumen und nahe der Hauswände. So etwas roch nach einem Gewitter.

Auch Sukos Stirn zeigte über und zwischen den Augenbrauen eine Falte. Ihm gefiel die Umgebung ebenfalls nicht. Wir beide wurden den Eindruck nicht los, belauert zu werden.

Über einem nicht weit entfernt schimmernden Teich lag eine dünne

Dunstschicht. Irgendwo raschelte es geheimnisvoll. Etwas taumelte dem Boden entgegen. Es war ein Blatt, das sich von seinem Zweig gelöst hatte.

»Haben wir heute Sonntag?« fragte mein Freund.

»Wie kommst du darauf?«

»Das ist eine Sonntagsstille. Fehlt nur noch das Läuten der Glocken, dann wäre alles perfekt.«

»Darauf wirst du wohl warten können. Vampire lieben keine Glocken.«

Mein Freund grinste. »Dann gehst du davon aus, daß wir hier Blutsauger finden?«

»Zumindest will ich einen!« Ich hatte die Antwort mit etwas lauterer Stimme gegeben. Das mußte einfach heraus, irgendwo gab es auch bei mir eine Grenze.

»Da ist ein Eingang!« flüsterte Suko und drehte sich ab. Er ging vor.

Ich wußte auch nicht, weshalb ich stehenblieb. Vielleicht war ich zu sehr in Gedanken.

Da genau passierte es.

Ich hörte eine Stimme. Einen Hauch, ein Heranwehen von Worten.

Sehr leise, aber sie trafen mich wie ein Hammerschlag.

»Hallo, ist da jemand…?«

Ich hätte schreien können, denn die Stimme kannte ich. Sie gehörte meiner Mutter…

***

Jane Collins sah die Kugel nicht. Sie wußte aber, daß sie geschossen hatte, und sie wußte auch, daß sie aus einer derart kurzen Distanz nicht fehlen konnte.

Dann aber war es passiert. Der Schlag in den Rücken, der sie nach vorn getrieben hatte, genau in dem Augenblick, als sie abdrückte.

Die Hand mit der Waffe geriet zwangsläufig aus der Richtung, und das geweihte Silber zischte an dem Blutsauger vorbei.

Einen Augenblick später prallte Jane gegen Mallmann, der sofort Zugriff und sie mit seinen eiskalten Totenklauen festhielt, wobei er ein röhrendes Lachen ausstieß.

Jane sah das Gesicht des anderen dicht vor sich. Den Mund, die Augen, das eisige Grinsen, und sie spürte den Schmerz, der durch ihren Arm zuckte, als Mallmann ihre rechte Hand herumdrehte.

Jane drückte den Kopf in den Nacken, öffnete den Mund und gab röchelnde Laute von sich, während sich ihre Augen mit Tränen füllten. So war sie gezwungen, die Waffe fallen zu lassen.

Sie rutschte ihr aus den Fingern, landete irgendwo neben dem Sarg, aber Jane gab nicht auf.

Sie trat hart zu und erwischte Mallmann dort, wo es bei einem Mann

verdammt weh tut.

Der Blutsauger zuckte nicht mit einer Wimper. Er war es nicht gewohnt, Schmerzen einzustecken, das heißt, er konnte es nicht, weil er sie nicht spürte.

Das Grinsen wurde noch böser. Es hing wie hineingemalt an seinen Lippen fest.

Jane keuchte, als sie gegen den Griff des Blutsaugers ankämpfte.

Sie gehörte nicht zu den Personen, die schnell aufgaben, sie wollte weitermachen, sich nicht unterkriegen lassen, fighten bis zum letzten, auch wenn es vergeblich war.

Mallmann machte mit ihr, was er wollte. Er drückte sie herum, Jane geriet gleichzeitig in eine Rücken- und Schräglage, konnte auch den Kopf drehen und schaute dorthin, wo sich die Tür des alten Verlieses befand. Sie war längst nicht mehr geschlossen. Vor ihr stand Rebecca und lachte wie ein Teenager. Hohes Kichern drang aus ihrem Mund. Das Gesicht sah aus, als würde es jeden Moment zerfallen, die Arme hatte sie halb erhoben, die Finger gespreizt, und sie bewegte sie ähnlich wie ein Klavierspieler.

»Eine Laus!« keifte sie Jane entgegen. »Wie eine Laus wolltest du dich in unser Fell setzen, aber das kommt nicht in Frage. Wir sind besser, wir sind stärker.« Sie rieb ihre Hände. »Töten wolltest du unseren Meister. Einfach abschießen, du widerliche Hure, aber das sage ich dir. Jetzt bist du an der Reihe. Ich werde zuschauen, wenn sich der Meister auf dich stürzt und anfängt, dein Blut zu schlürfen. Es wird wunderbar sein, das zu hören…«

Jane achtete nicht auf die Worte. Sie hatte sich längst noch nicht aufgegeben und machte weiter. Judo, auch etwas Karate, das alles kannte sie, damit kam sie zurecht, und sie bewegte sich plötzlich blitzschnell, obwohl der Vampir sie noch festhielt.

Sie bückte sich, trat gegen Mallmanns Beine und hoffte, daß sie freikam.

Mallmann wankte, er fiel nicht, er hielt sich auf den Beinen und schaffte es, Jane noch herumzuschleudern. Dabei lachte er, als er sah, daß er sein Ziel genau traf.

Auch Jane fürchtete sich davor, denn der Sarg schien ihr entgegenzuschwingen. Den Schlag in den Rücken empfand sie als brutal. Er sorgte dafür, daß sie endgültig fiel.

Bäuchlings landete Jane in dem offenen Sargunterteil. Sie schlug mit der Stirn auf. Ein Kissen, auf dem sonst der Kopf des Vampirs ruhte, dämpfte den Aufprall.

Jane wollte sich herumwerfen, was sie nicht schaffte, denn Mallmann drückte gegen ihren Rücken. Seine Pranke besaß eine eiserne Stärke, gegen die Jane nicht ankam.

Auch ihr Gesicht wühlte sich in das Kissen. Sie nahm den ekligen

Gestank wahr, der davon ausging. Ein widerlicher Geruch nach Moder und altem Blut. Der Magen stieg ihr hoch, zudem bekam sie kaum Luft. Sie stemmte sich ab, aber Mallmann war einfach zu stark.

Eisern drückte er weiter. Jane warf ihren Kopf nach rechts und links; sie schnappte nach Luft und hörte Mallmanns Lachen, bevor er sie losließ und sie sich endlich herumwerfen konnte.

Jetzt lag sie auf dem Rücken, starrte in die Höhe – und in das grinsende, bösartige Gesicht des Blutsaugers, der über dem Sarg stand.

Er hatte die Beine ausgebreitet, rechts und links der Totenkiste berührten die Schuhe den Boden.

Wie ein Sieger…

Und Jane lag auf dem Rücken. Sie starrte zu ihm hoch. Da stand der Sieger, der Triumphator, während sie vor ihm lag und nicht rauskonnte. Von der Seite her schob sich Rebecca heran. Sie freute sich, wobei sie ihr Gesicht bewegte und sich die Haut verzog, als wäre eine Gummimasse über die Knochen gezogen worden.

»Ich werde zusehen, wenn du ihr Blut trinkst, Meister. Darf ich zuschauen?«

»Sicher.«

»Wann wirst du es tun?«

Mallmann lächelte. »Wann soll ich es denn?«

»Sofort.«

Der Vampir nickte und stellte Jane die nächste Frage. »Hast du gehört, was gesagt wurde, Jane? Ich soll dich aussaugen, dein Blut trinken und nicht mehr länger warten. Was sagst du dazu?«

Jane schwieg. Sie starrte auf die Gestalt des Blutsaugers, dessen dunkler und massiger Körper im Licht der Kerzen noch unheimlicher erschien. Da tanzte der Widerschein über die Gestalt und gab ihr ein Aussehen, als befände sie sich in permanenter Bewegung.

»Ich kann dich nicht daran hindern, Mallmann.«

»Das weiß ich.« Der Vampir lachte. »Weißt du, was eigentlich schade ist?«

»Nein.«

»Daß dein Freund Sinclair nicht zuschauen kann, wie ich dich zu einer Untoten heranreifen lasse. Das ist wirklich schade. Ich hätte ihn jetzt gern hier gehabt, gefesselt natürlich, damit er schauen kann, wie es ist, wenn ein Blutsauger…«

Rebecca stieß ihn an. »Was ist denn?« knurrte Mallmann.

Die Frau hob die Schultern. »Ich weiß es auch nicht, aber ich glaube, etwas gehört zu haben.«

»Und wo?«

»Nicht hier.«

»Das weiß ich selbst. Draußen vielleicht?«

»Ja, das kann sein. Das muß sogar sein. Draußen… vielleicht haben

wir Besuch bekommen.«

»Wer sollte…?« Mallmann redete nicht mehr weiter. Auf seinem Gesicht breitete sich so etwas wie ein Staunen und Wissen zugleich aus, bevor er sich an Jane Collins wandte. »Oder bist du nicht allein gekommen, du kleine Hexe?«

»Hast du jemand gesehen?« konterte Jane, die wieder mehr an Sicherheit gewonnen hatte.

»Das war keine Antwort, verdammt!«

»Ich bin allein gekommen!« erklärte sie. »Ganz allein, nur von einem Fahrzeug begleitet, das leider ausgebrannt ist. Ich weiß nicht, wer daran gedreht hat, doch eine natürliche Ursache hat dieser Brand bestimmt nicht gehabt.«

Rebecca fing an zu lachen. »Wir haben auch unsere Tricks, meine Liebe. Hier ist alles anders geworden, hier ist…« Sie schüttelte den Kopf, wobei sich die Haare bewegten wie ein altes Spinnenetz. »Es ist genug geredet worden, wir müssen an die Taten herangehen. Ich werde mich jetzt zurückziehen.« Fast hörig schaute sie hoch zu Mallmann. »Erlaubst du es? Ich habe mich bestimmt nicht getäuscht, denn ich spüre, daß sich etwas genähert hat.«

Mallmann überlegte nicht. Durch sein Nicken gab er die Zustimmung.

Rebecca warf noch einen letzten Blick auf Jane Collins. Sie öffnete den Mund und deutete ein Lachen an, dann drehte sie sich herum, bevor sie an der Tür stehenblieb und zum Abschied noch einen Satz sagte: »Wir sehen uns wieder, Jane. Dann wirst du noch so aussehen wie jetzt, aber du bist trotzdem eine andere.« Grell war ihr Lachen, mit dem sie verschwand.

Jane lag günstig. Wenn sie sich etwas erhob, konnte sie in den Gang schauen, wo die Gestalt der Rebecca hineintauchte, aber nicht verschwand, sondern sich veränderte.

Plötzlich flammte etwas auf.

Ein Feuerstrahl stand zwischen den Wänden und hüllte die Person der Rebecca ein.

Jane traute ihren Augen nicht. War sie in eine Falle gelaufen, verbrannte sie etwa?

Nein, sie lebte, sie war »nur« zu Feuer geworden und streckte den rechten Arm aus, als wollte sie auf Jane schießen.

Dann ging sie.

Sie flog förmlich weg, schwebte dahin, und ihr Lachen klang grell und grausam, bevor es verstummte.

Mallmann hatte bemerkt, was Jane gesehen hatte. Er sagte nichts, er lächelte nur.

»Wer ist sie?« hauchte Jane.

»Meine Dienerin, die Feuer-Furie. Sie ist etwas Besonderes, und ich

bin es auch. Wenn sich jemand vor den Häusern herumtreibt, wird er von ihr umarmt werden und allmählich verbrennen. Was übrig bleibt, wird nur mehr Staub sein.«

Jane glaubte ihm jedes Wort. Dieser Blutsauger hatte es nicht nötig zu bluffen. Er gehörte zu denjenigen, die ein grausames Netz gezogen hatten und ihre Macht ausspielten.

Die Chancen der Detektivin sanken auf ein Minimum. Rebecca hatte sich nicht getäuscht, das war ihr klar. Sie mußte gespürt haben, daß jemand in der Nähe lauerte. Dieser Jemand waren eigentlich zwei Personen, John Sinclair und Suko.

Sollte sie es Mallmann sagen, der sie von oben herab, so grausam kalt fixierte, als wollte er sich genau die Stelle aussuchen, wo er zubeißen konnte.

Ihm stand Janes gesamter Körper zur Verfügung, aber er würde sich nur auf den Hals konzentrieren.

»Jetzt sind wir allein«, flüsterte er, »und du bist wehrlos, Jane, so wehrlos…«

»An meinem Blut wirst du verrecken, Mallmann. Ja, verrecken wirst du daran.«

Er lachte sie bösartig an. »Was macht dich so sicher? Wie kann ein Vampir an Menschenblut sterben?«

»Das will ich dir sagen. Ich habe zwar Blut in mir, aber es ist kein normales. Erinnere dich daran, daß ich für lange Zeit dem Teufel gedient habe und eine Hexe war. Das macht sich auch jetzt noch bemerkbar. Es gibt in meinen Adern einen roten Fluß, der zwar aussieht wie normales Blut, es aber nicht ist. Kannst du mir folgen, Mallmann?«

»Rede weiter!«

Jane verzog das Gesicht. Ihre nächsten Worte glichen mehr einem bösen Zischen. »Hexenblut, Mallmann, von der Hölle und vom Teufel verseuchtes Blut. Daran wirst du ersticken!«

Der Vampir schüttelte den Kopf. »Bluff, nichts als Bluff. Ja, du warst einmal eine Dienerin des Teufels, aber das ist vorbei, längst dahin. Consuela, die Sternen-Königin, hat deine Rückkehr zum normalen Menschen ermöglicht. Das weißt du, Jane, das weiß ich, und ich will dir sagen, daß alles andere nicht zählt.«

»Versuch es, Mallmann, los versuch es!« Jane richtete sich etwas auf und verdrehte den Kopf, so daß ihre linke Halsseite dem Blutsauger zugewandt war.

Mallmann zeigte sich irritiert, bis er sich wieder gefangen hatte und lachte. »Nein, damit legst du mich nicht rein. Ich werde dein Blut schlürfen, ob du willst oder nicht.« Er beugte sich vor, streckte den rechten Arm aus, um Jane zu fassen.

Die Detektivin sah nur noch eine Chance. Die offenstehende Tür zu

erreichen, dann durch den Gang zu rennen und raus aus diesem verdammten Keller.

Mallmann zog sie nicht aus dem Sarg, er beugte sich tiefer und wollte nur den Kopf seines Opfers anheben.

Für Jane hatte er eine ideale Position erreicht. Mental hatte sie sich auf die Aktion eingestellt. Wenn sie nicht klappte, war sie tatsächlich verloren.

Unheimlicher hätte keine Szene sein können. Im Sarg das blonde Opfer des Vampirs, darüber der Blutsauger selbst und in der Nähe flackernder Kerzenschein, der mit seinem unheimlichen Licht das Verlies ausflackerte.

Mallmann griff zu.

Seine Hand hatte Jane Collins kaum berührt, als die Detektivin handelte.

Auf diesen Augenblick hatte sie sich vorbereitet. Mallmann sah nicht, wie sie ihr Bein anzog. Noch befand sich zwischen ihm und ihr genügend Platz. Dann rammte Jane das Knie in die Höhe. Sie erwischte Mallmann irgendwo zwischen Hals und Brust, hörte sogar etwas knacken, aber das war nicht wichtig.

Für sie zählte der Vampir selbst, der von der Wucht des Treffers zurückgestoßen wurde. Er riß sogar die Arme hoch, Schmerzen verspürte er keine, aber der reinen Physik konnte er nicht ausweichen.

Mallmann segelte vom Sarg weg, aus dem sich Jane mit einem gewaltigen Sprung herauskatapultierte…

***

Ich stand da, bekam einen Schwindelanfall, schwankte, atmete saugend, merkte, wie ein Adrenalinstoß durch meinen Körper tobte und mir der kalte Schweiß aus den Poren trat.

Die Stimme, mein Gott. War sie eine Einbildung, spielten mir meine Nerven einen Streich? War ich schon soweit, daß ich jetzt überall die Stimme der Mutter hörte?

Verrückt, Wahnsinn, einfach nicht zu fassen. Das mußte ich mir eingebildet haben – oder?

»Hallo… ist da jemand?«

Ich beugte mich vor, als hätte ich einen Hieb in den Nacken bekommen. Der Schweiß bildete eine zweite Haut. Plötzlich hörte ich Schritte.

Suko kam zu mir. Auch ihm war mein Verhalten aufgefallen.

»Was ist denn los, John?«

Ich schluckte zweimal, dann räusperte ich mich, und schließlich konnte ich reden. »Suko, ich habe sie gehört, aber ich weiß nicht, ob es stimmt, verstehst du?«

»Wen hast du gehört?«

»Meine Mutter«, hauchte ich. »Ich habe die Stimme von meiner Mutter gehört.«

Suko zuckte zurück. »Wo?«

Ich drehte ihm den Kopf zu. In meinen Augen lag Fieber, so daß sich selbst Suko erschreckte. »Hier«, erwiderte ich zitternd. »Hier habe ich sie gehört.«

Mein Freund schluckte, wobei er noch zuckend den Kopf bewegte.

»Das… das kann doch nicht sein.«

»Es stimmt aber.«

»Deine Mutter? Bist du dir sicher?«

»Ja, Suko, sie ist hier, irgendwo hält man sie versteckt und unter Kontrolle. Wenn sie hier ist, dann muß auch Mallmann nicht weit sein und Jane ebenfalls. Wir haben sie gefunden, Suko.«

»Noch hast du sie nicht gesehen!«

»Ja, da hast du recht, aber sie kann nicht weit sein. Und sie hat uns gesehen, beziehungsweise gehört. Sie… sie fragte, ob hier jemand ist.« Ich faßte Suko in Höhe des Ellbogens an. »Wir müssen sie suchen, wir werden sie finden.«

»Klar, mein Freund. Nur solltest du dich darauf besinnen, aus welcher Richtung dich die Stimme erreicht hat.«

Ich hob die Schultern, ließ Suko los und drehte mich langsam auf der Stelle. »Irgendwo muß sie gewesen sein. Irgendwo, verstehst du das? Aber ich weiß es nicht genau, es ist einfach alles so anders. Es kam über mich.« Während der Worte schaute ich gegen das Gemäuer. »Es gibt nur eine Möglichkeit. Da muß sie stecken, verborgen hinter den Steinen, wobei sie durch ein Fenster geschaut haben muß.«

»Hat sie dich erkannt? Hat sie deinen Namen gerufen?«

»Das nicht.« Ich überlegte einen Moment. »Vielleicht war das nicht möglich, Suko. Sie kann mich nicht gesehen haben. Es ist alles so schlimm, weißt du?«

»Klar. Noch einmal. Du bist dir sicher, daß du…?«

»Hallo… ist da jemand …?«

Wieder hörte ich die Stimme, und wieder lief es mir kalt den Rücken runter.

Neben mir stand Suko. Er sah aus wie versteinert. »John, ich habe sie gehört. Es… es ist deine Mutter. Ich konnte ihre Stimme genau verstehen.«

»Wo kam sie her?«

Suko war nicht so direkt betroffen und sah die Sachlage etwas objektiver. Er deutete auf das nicht weit entfernt liegende Mauerwerk.

»Von dort, John, von dort hat sie gesprochen.«

So etwas Ähnliches hatte ich mir gedacht. In meinem Innern wechselten sich Freude, Furcht und Hoffnung ab. Plötzlich fiel es mir schwer, den endgültigen Weg zu gehen, und Suko mußte mich erst

anstoßen, damit ich mich in Bewegung setzte.

Ich war froh, daß Suko an meiner Seite blieb. Irgendwie fühlte ich mich wie ein kleines Kind, das an sein Ziel herangeführt werden mußte. Vor dem Bau blieben wir stehen. Ich zitterte, sah gleichzeitig Sukos aufmunternden Blick, nickte, holte anschließend tief Luft und hauchte mit kaum zu verstehender Stimme nur ein Wort.

»Mutter…?«

»John…?«

Die Antwort hatte nicht lauter geklungen. Sie löste jedoch in mir eine Explosion der Gefühle aus. Mein Inneres zerriß nicht, doch ich hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Ich lief rot an, die Augen quollen mir fast aus den Höhlen. Schwindel erfaßte mich, und ich kam mir vor wie jemand, der dabei war, mir die Beine unter dem Körper wegzuziehen.

Sie hatte meinen Namen gerufen. Meine Mutter lebte, sie befand sich in der Nähe, wobei ich mich fragte, ob eine Blutsaugerin so hätte antworten können.

War sie noch normal?

Ich wischte mir über die Stirn. Noch immer setzte sich das Erdbeben in meinem Innern fort. Ich vergaß in diesen Augenblicken, wo ich mich befand. Man hätte mich leicht umbringen können, ohne daß ich etwas davon bemerkt hätte.

Ein Sturm von Gefühlen durchtoste mich. Er riß mich mit, machte mich fast wahnsinnig. Ich hörte mich stöhnen und die flüsternde Stimme meines Freundes dicht am Ohr, der versuchte, mich zu beruhigen. Auch Suko verstand sehr wohl, was in mir vorging. Es war eine kleine Hölle, ein inneres Psychodrama, ein mörderischer Tanz der Gefühle, die hochgekocht waren.

Seit Monaten hatte ich mit einer wahren Verzweiflung nach meiner Mutter gesucht und sie nun endlich gefunden. Die Stimme war keine Täuschung, es hatte sie auch niemand nachgeahmt, man wollte mich nicht reinlegen, das hier war echt.

Mein Atem ging stoßweise. Der Schweiß war innerhalb von Sekunden erkaltet. Ich zwinkerte mit den Augen, hörte mich stöhnen, spürte Schmerzen in der Brust, wollte reden, aber ich bekam einfach keinen vernünftigen Satz heraus.

Schließlich schaffte ich es. »Wo – Mutter?«

Sie hatte mich gehört, denn sie gab mir mit ihrer sehr schwachen Stimme Antwort. »Hier unten…«

Ich schaute zu Boden und hörte Suko sagen. »Nein, John, nicht dort.« Er schob mich vor, noch näher an die Hauswand heran, wo sich die Fenster nicht nur in einer gewissen Höhe zeigten, sondern auch als Halbbogen in Kellerhöhe angebracht worden waren.

Vier zählte ich. Gitterstangen sorgten dafür, daß niemand

herauskriechen konnte.
Mein Blick zitterte von einem Fenster zum anderen. Wo, zum Henker, hatte man meine Mutter versteckt? In welchem Verlies vegetierte sie vor sich hin?
Im mittleren entdeckte ich eine Bewegung hinter den Stangen.
Sehr schwach nur, aber deutlich vorhanden. Ein Schatten wedelte von einer Seite zur anderen.
Dann schob sich etwas vor. Er zielte auf die Lücke zwischen zwei Stangen, war hell, bleich, knochig. Dünne Haut spannte sich darüber, es war die Hand meiner Mutter, die es gerade noch schaffte, sich durch den Zwischenraum zu schieben.
Ich atmete keuchend aus. Wieder drehte sich mein Magen um.
Diese Hand, schmutzig, dünn, zittrig, sie war für mich die schönste der Welt. Es klingt vielleicht kitschig, für mich war es das in diesen Augenblicken nicht, als ich auf die Knie fiel, die Hand festhielt, als wollte ich sie nie mehr loslassen.
Eine Hand, die mich erzogen hatte, die mich oft, als ich noch ein Kind gewesen war, gestreichelt hatte. Jetzt konnte ich mich dafür ein wenig revanchieren. Diese Berührung war für mich überhaupt das Größte, das ich in der letzten Zeit erlebte.
Die Finger meiner Mutter zitterten, als sie versuchten, meine Hand mit einem noch festeren Griff zu umklammern. Ich konnte mir vorstellen, daß sie Unaussprechliches durchgemacht hatte, aber sie lebte, was davon zeugte, wie zäh sie letztendlich war. Sie ließ sich nicht unterkriegen.
Ich drehte den Kopf ein wenig zur Seite, weil ich durch die Lücke schauen wollte, um mehr vom Gesicht meiner Mutter erkennen zu können. Es war kaum möglich, da es in der grauen Finsternis des Verlieses verschwamm.
Ich erkannte nur mehr einen helleren Fleck, aber ich hielt die Hand, das grenzte an ein kleines Wunder.
Sie flüsterte meinen Namen, und ich hörte sie dabei weinen. Es mußte einfach heraus, der Schrecken, die Angst und jetzt die Hoffnung, das war mehr, als ein Mensch vertragen konnte.
»Junge…«
Auch ich holte mehrmals Luft, bevor ich eine Antwort geben konnte. »Ich hole dich raus, Mutter. Verdammt noch mal, ich hole dich raus. Kein Gitter wird uns trennen.«
»Es ist so schwer, John.«
»Wer bewacht dich, Mutter? Ist Mallmann hier? Hat er sich in diesen alten Gebäuden versteckt?«
»Ja, mein Junge, er hat hier seinen Platz gefunden. Mallmann hat auf dich gewartet.«
»Griff er dich an?«

Mutter gab ein Geräusch von sich, von dem ich nicht wußte, ob sie lachte oder weinte. »Angreifen ist so eine Sache, John. Ja, er griff mich an, aber er biß nicht zu. Er terrorisierte mich, er hat meine Haut mit seinen Zähnen berührt und mir erklärt, was geschehen würde, wenn ich oder du nicht gehorchten. Auch mein Blut würde ihm schmecken, das hat er mir deutlich genug gesagt.«

»Aber… aber er hat dich nicht gebissen und versucht, dich zu einem Vampir zu machen?«

»Nein, das nicht.«

Ich atmete hörbar auf. »Dann ist es gut, Mutter, dann ist es gut. Suko ist bei mir. Wir werden Mallmann auflaufen lassen und ihn vernichten. Kannst du mir den Weg beschreiben, wie ich in das Verlies komme? Kennst du ihn genau?«

Sie ließ sich Zeit mit der Antwort. »Nein, mein Junge, ich kenne den genauen Weg nicht. Alles in den Häusern ist verwinkelt, es ist eng. Gänge durchziehen die Kammern. Es gibt viele Keller, glaube ich. Verliese auch. Es ist modrig wie in einer Gruft. Hier können sich nur Vampire wohl fühlen.«

»Das kann ich mir vorstellen. Bist du denn sonst okay, Mutter?«

»Ich weiß es nicht, John. Ich bin so schwach. Man hat mir Essen und Trinken gegeben, aber das ist auch alles. Ich habe gemerkt, daß der Mensch auch noch etwas anderes braucht. Ich möchte wieder das Licht sehen, die Sonne. Wie geht es Vater?« Sie redete plötzlich schneller, als hätte sie alles nachzuholen.

»Er wartet auf dich, Mutter.«

»Dad muß schlimm gelitten haben…«

Ich ging nicht näher auf die Bemerkung ein, weil ich meine Mutter nicht noch mehr beunruhigen wollte. Statt dessen gab ich ihr einen Schub der Hoffnung. »Jane Collins ist auch hier, Suko ebenfalls. Du siehst, ich bin nicht allein.«

»Ich habe Jane gesehen.«

»Und?«

»Es ist ein unbeschreibliches Gefühl gewesen. Sie hat ebenso vor dem Fenster gestanden wie du. Ich habe mit ihr lange gesprochen. Sie berichtete davon, daß du unterwegs bist. Ich… ich habe es kaum glauben können, aber jetzt weiß ich es.«

»Ja, und wir werden nicht eher verschwinden, bis wir dich befreit haben.«

»Vergiß Mallmann nicht, John!«

Mein Gesicht nahm einen harten, kantigen Ausdruck an. »Ich werde ihn nicht vergessen, Mutter, darauf kannst du dich verlassen. Hör zu, wir werden uns jetzt zurückziehen und versuchen, in das Gebäude hineinzudringen. Wahrscheinlich ist Jane Collins schon auf der Suche nach dir. Sie muß sich in den Räumen aufhalten. Den Weg zum Keller

werden wir auch finden, darauf kannst du dich verlassen.«

»Gebt auf euch acht.«

Ich spürte noch ihren etwas festeren Händedruck, dann löste ich meine Hand vorsichtig aus ihren Fingern und richtete mich langsam auf. Suko stand dicht neben mir. Sein Gesichtsausdruck hatte sich verändert, er zeigte Erleichterung.

»Sie lebt, John…«

»Ja, sie ist kein Vampir.«

»Was uns beweist, wie berechnend Mallmann ist. Er sieht noch seine Chance, John. Er sieht seine Chance, an den Blutstein heranzukommen. Er spielt den einen gegen den anderen aus. Jetzt kommt es darauf an, wer die besseren Nerven besitzt.«

»Wir müssen erst einmal rein.« Während ich sprach, schaute ich nach unten. Meine Mutter hatte ihre Hand wieder zurückgezogen.

Hinter den Gitterstäben sah ich, wie sie sich bewegte. Dabei zog sie sich weiter zwischen die Mauern zurück.

Tief atmete ich durch. Das Zittern hatte noch immer nicht nachgelassen. Nach wie vor stand ich unter Strom, und auch der kalte Schweiß klebte weiterhin auf meiner Haut.

Suko lächelte knapp. »Wenn wir etwas erreichen wollen, sollten wir uns vielleicht trennen und von zwei verschiedenen Seiten aus angreifen. Wir müssen Mallmann in die Klemme bringen und ihn zwingen, etwas zu unternehmen.«

»Nein, Suko, nein.« Ich widersprach heftig. »Mallmann soll noch nicht wissen, daß wir hier sind. Wenn er es zu früh erfährt, wird er sich an meiner Mutter schadlos halten. Er kann das Verlies stürmen und blitzschnell über sie herfallen.«

»Meinst du?«

»Davon bin ich überzeugt. Wir können nur eins tun. Versuchen, ihn zu überraschen.«

Suko legte die Stirn in Falten. »Eine gute Idee, John, wirklich, aber wie ich Mallmann kenne, weiß er längst Bescheid. Der läßt sich bestimmt nicht die Butter vom Brot nehmen, darauf kannst du dich verlassen. Mallmann kennt alle Tricks, er zieht die Fäden, er ist die Person im Hintergrund.«

Ich bückte mich noch einmal, um meine Mutter anzusprechen. Sie hielt sich dicht am Fenster auf. »Sag mir, wo könnte sich der Blutsauger aufhalten?«

»Irgendwo hier im Keller«, lautete die geflüsterte Antwort. »Aber ich weiß nicht, wo er sich genau tagsüber vor den Strahlen der heißen Sommersonne verbirgt. Das kann überall sein. Es gibt zahlreiche Verstecke, mein Junge.«

»Wir werden die Räume überprüfen. Drück uns die Daumen, Mutter, und dir selbst auch!«

»Das mache ich!«

»John!« Ein scharf geflüsterter Ruf ließ mich herumfahren. Suko hatte gesprochen.

Plötzlich rieselte es eiskalt über meinen Rücken. Ich verkrampfte mich, denn die Gestalt, die vor uns stand, die hatte ich schon längst vergessen. Aber sie war da, wir kannten sie aus London, dort hatten wir sie als Feuer-Furie bezeichnet…

***

Sie sah aus wie immer. Ein Mantel aus Flammen hüllte sie ein. Dahinter zitterte und waberte ihr fast nackter Körper, der nur von einem dünnen Lendenschurz bedeckt wurde.

Ich konnte ihr Gesicht nicht genau erkennen, von dem Suko gemeint hatte, daß es eine gewisse Ähnlichkeit mit der Vampirin Reva aufwies, die Mallmann zu einem Blutsauger gemacht hatte.

Weshalb sie hier stand, konnten wir nicht sagen, aber ihr Erscheinen bewies uns, daß sie und Mallmann zusammenarbeiteten, denn die beiden hatten die Falle gestellt.

Meine Hand befand sich schon auf dem Weg zur Beretta, stoppte allerdings auf halbem Weg. Nein, keine unüberlegten Handlungen.

Die Feuer-Furie hatte uns noch nicht angegriffen, sie kam mir vor, als wäre sie geschickt worden.

Die Flammenfrau rührte sich nicht. Unbeweglich stand sie hinter ihrem feurigen Mantel. Sekunden vergingen, ohne daß jemand sprach, dann aber reagierte sie auf eine Art und Weise, die selbst uns erschreckte, denn damit hatten wir nicht gerechnet.

Es sah so aus, als würde sie langsam hin- und herschwingen. Zuerst geschah das auch. Es ging alles gut, bis wir plötzlich innerhalb der Flammentulpe noch zwei Schatten sahen, die sich rechts und links der eigentlichen Person manifestiert hatten.

Plötzlich schauten wir gegen drei Frauen!

Die in der Mitte flammte, die beiden anderen nicht. Sie standen nur im Feuer, grau, alt, so aussehend, als würden ihre Körper aus dunkler Asche bestehen.

»Das ist nicht wahr!« hauchte Suko. »Verdammt, John, was soll das nun wieder sein?«

Ich konnte ihm keine Antwort geben, weil zudem die Flammen zusammensanken.

Während dieses Vorgangs hörten wir ein lautes Zischen. Gleichzeitig sprühte der Körper auf, er loderte, und im nächsten Moment war aus der Feuer-Furie eine dritte Person geworden, die sich in nichts von den beiden anderen unterschied.

Grau, uralt, mit schneeweißen Haaren, aber rötlich schimmernden Augen, als hätte sich dort das Blut gesammelt. Ungemein häßlich,

abstoßend und widerlich, so standen die drei alten Personen vor uns. Wie lebende Leichen kamen sie uns vor. Verbrannte, deren Asche sich noch einmal zu Körpern geformt hatte.

Leichen-Ladies…

Fragen quälten uns. Antworten würden wir kaum bekommen, es sei denn durch Gewalt.

Ich fand meine Sprache wieder. »Wer seid ihr?« sprach ich die drei gleichzeitig an.

»Wir gehören dem Meister!« Synchron klang uns die Antwort aus drei Mäulern entgegen.

So etwas Ähnliches hatten wir uns gedacht. Damit aber waren unsere Fragen nicht beantwortet. »Wer seid ihr?« flüsterte ich. »Eine Person oder drei in einer?«

Da grinsten sie. Zum erstenmal zogen sie ihre aschgrauen Lippen zurück und zeigten, was sie zu bieten hatten.

Es waren Zähne, von denen jeweils zwei besonders stark auffielen, da sie aus dem Oberkiefer stachen und uns an kleine Haken erinnerten – Vampirhauer.

Sie also auch!

Ich nickte Suko zu. Eine derartige Gelegenheit ergab sich nicht noch einmal. Zu sprechen brauchten wir nicht. Jeder wußte, was er zu tun hatte. Blitzschnell zogen wir die mit Silberkugeln geladenen Berettas. Zwei Handlungen, die wie eine wirkten.

Die drei Leichen-Ladies waren schneller.

Bevor wir feuern konnten, sackten sie zusammen. Sie lösten sich von einer Sekunde zur anderen auf, wurden zu Staubfahnen, die ineinander rieselten und vor unseren Füßen liegenblieben.

Unsere Finger berührten die Abzüge, aber wir zogen nicht durch, denn wir hatten kein Ziel.

Ich schüttelte den Kopf, Suko erging es ähnlich. »Sollen wir in den Staub schießen?« fragte er.

»Es wäre vielleicht eine…«

Ein plötzlicher Windstoß riß mir das nächste Wort von den Lippen. Er packte zu und schaufelte den Staub zur Seite. Bevor wir uns versahen, wehte die graue Masse als Schleier davon.

Aber aus ihr heraus hörten wir das harte Lachen und wußten jetzt, daß der Fall noch längst nicht gelaufen war…

***

Sie mußte schnell sein, unheimlich schnell, denn sie wußte, daß auch der Vampir flink reagieren konnte. Wichtig war für Jane Collins der offene Ausgang. Wenn sie den Tunnel erreichte, konnte alles gelaufen sein. Es war ein Fehler, daß sie das linke Bein nicht richtig in die Höhe riß, denn sie blieb mit ihrem Fuß am Sargrand hängen, stolperte

nach vorn, bewegte den schweren Sarg dabei noch und hatte Glück, daß sie sich fangen konnte.

Bevor sie gegen die Mauer prallte, drehte Jane sich um. Sie mußte nach Mallmann schauen, der sich leider in ihrem Rücken befand.

Der Blutsauger schüttelte sich, als hätte man ihn mit Wasser begossen. Sein Gesicht zeigte eine Grimasse der Wut, mit dieser plötzlichen Attacke hatte er nicht gerechnet, das brachte ihn fast um den Verstand.

Er kam.

Jane rannte los.

Von der Seite her flog der Vampir auf sie zu. Jedenfalls hatte sie das Gefühl, und ihr wurde klar, daß Mallmann sie erwischte, bevor sie noch den rettenden Ausgang würde erreichen können.

Dann griff er zu. Seine Hände waren gekrümmt, die Finger erinnerten an die Krallen eines Raubvogels, der sein Opfer holen wollte.

Mitten im Lauf stieß Jane ihren Ellbogen in Mallmanns Richtung, erwischte ihn auch und schleuderte ihn zurück.

Für Sekunden hatte sie Luft, warf sich vor und erreichte die Türschwelle.

Das war auch alles. Mallmann reagierte schneller, als sie sich vorgestellt hatte. Seine Fingernägel bohrten sich in die Kleidung der Detektivin und hielten eisern fest.

Sie hörte sein wildes, grausam klingendes Lachen, sie wurde zurückgezerrt, gab ihren Widerstand auch auf und schaffte es, sich in der Bewegung zu drehen.

Sie sah Mallmann für einen winzigen Moment vor sich. Die Spanne reichte aus, um die Faust in seinem Vampirgesicht explodieren zu lassen. Mallmann zuckte zurück, böse knurrend, voller Haß und ungemein wütend.

Jane trat zu, erwischte seinen Körper, aber der Blutsauger warf sich in den Tritt hinein. Er steckte ihn einfach weg, ohne mit der Wimper zu zucken.

Jane rammte ihren Kopf vor. Sie hämmerte gegen seine Brust, aber sie hatte vergessen, daß sie es nicht mit einem Menschen zu tun hatte. Aktionen wie diese, steckte der Vampir weg.

Seine Hände kamen wie zwei harte Knüppel, und sie erwischten Jane an beiden Schultern.

Die Detektivin hörte sich selbst schreien, als sie zu Boden fiel. Sie wäre mit dem Gesicht aufgeschlagen, konnte sich noch abstützen und rutschte trotzdem weiter, genau auf den linken Rand des Sargunterteils zu.

Dort geriet etwas zwischen ihre Finger, das sich kalt und wie Metall anfühlte.

Zuerst wußte Jane nicht, um was es sich handelte, bis sie die Umrisse

des Griffes spürte.

Es war die mit geweihten Kugeln geladene Astra Pistole. Und Mallmann hatte nichts bemerkt.

Die nächsten Sekunden erlebte Jane wie einen wilden und gleichzeitig faszinierenden Alptraum. Mallmann zerrte sie hoch, er wollte sie umarmen und zubeißen.

Jane leistete keinen Widerstand. Erst als sie auf den Beinen stand, versuchte sie, sich zu drehen, und gleichzeitig den rechten Arm mit der Pistole in die Höhe zu bringen.

Es gelang ihr kaum. Die Schläge des Vampirs auf ihre Schultern hatten ihr einen Teil der Kraft geraubt. Aber Mallmann sah ebenfalls, was Jane festhielt.

Sie schoß.

Der Knall war laut, erschreckend, doch die Kugel, die dem Vampir gegolten hatte, erwischte ihn nicht. Sie huschte dicht an seiner rechten Seite vorbei und klatschte dicht über dem Boden in die Wand.

Jane war zum Glück geistesgegenwärtig genug, um nach hinten zu springen, weil sie Distanz zwischen sich und Mallmann bringen wollte. Das dauerte einige Zeit und gab dem Untoten Gelegenheit, sich zu erholen.

Er hatte sich gebückt und nach dem Sargdeckel gegriffen. Bevor Jane Collins abdrücken konnte, schleuderte er ihr das schwere Oberteil entgegen.

Jane schoß trotzdem. Die zweite Kugel traf, nur erwischte sie nicht den Blutsauger, sondern hackte in den Sargdeckel, der das Geschoß aufhielt. Es gelang Jane, das Hindernis zur Seite zu schmettern, genau da schloß sich bereits die Tür.

Mallmann hatte tatsächlich das Weite gesucht, die Tür allerdings nicht von außen verriegelt.

Als Jane sie aufriß, vernahm sie nur mehr die Echos der Schritte in der Dunkelheit des Kellers.

Von Will Mallmann selbst sah sie nichts mehr. Sie konnte sich allerdings vorstellen, was er jetzt unternehmen würde, und davor hatte sie eine Riesenangst…

***

Auch für Mary Sinclair war die Begegnung mit ihrem Sohn freudig schlimm gewesen. Sie hatte es zunächst nicht glauben wollen und alles für einen Traum gehalten, doch Johns Stimme und vor allen Dingen der Druck seiner Hand waren kein Traum gewesen. Er hatte sie lange gesucht und gefunden – endlich.

Zitternd trat sie vom Fenster weg. Tränen, Schmutz und Schweiß hatten ihr Gesicht mit einem grauen Schmier bedeckt. Wenn sie einatmete, mußte sie keuchen und hatte manchmal das Gefühl, sich zu

übergeben. Aber sie hielt sich auf den Beinen, sie mußte jetzt die Kraft besitzen, durchzuhalten. Eine Hölle lag hinter ihr, eine weitere würde sie noch durchschreiten müssen, falls es zu einer Befreiung kam.

Mary Sinclair war froh, sich auf den einzigen Stuhl setzen zu können, auch wenn die Sitzfläche hart wie Stein war. Kaum saß sie da, überkam sie der Schwindel.

Der hinter ihr liegende Streß mußte sich einfach freie Bahn verschaffen. Der Schwindel ließ sie schwanken, sie hielt sich an der Tischkante fest und schaffte es dadurch, nicht vom Stuhl zu kippen.

Über Monate hinweg hatte sie den Druck und das Grauen der Gefangenschaft ausgehalten. Jetzt nur nicht schlappmachen.

Sie sank nach vorn, stützte sich mit den Ellenbogen auf der staubigen Tischplatte ab und konnte selbst nichts mehr tun. Sie mußte nur mehr warten.

Auf das Wunder?

Ja, es kam ihr wie ein Wunder vor. Zum Greifen nahe war John gewesen. Sie hatte ihn schon anfassen können, hatte seine Berührung gespürt, den Druck seiner Hand.

Früher, in der Kindheit, hatte sie ihn getröstet, wenn John einmal traurig gewesen war. Heute war es umgekehrt, da mußte er seiner Mutter Mut zusprechen.

Mary Sinclair drückte sich wieder hoch. Sie saß so, daß sie zum vergitterten Fenster und gleichzeitig zur Tür schauen konnte. Da brauchte sie nur etwas den Kopf zu drehen.

Draußen war die Sonne verschwunden. Die Schatten kamen hier schnell, bedingt durch die mächtigen Bäume, die stets ein wenig Dämmerlicht brachten und die Umgebung mit einer gewissen Schwüle umhüllten.

Lange hatte sie in der Gefangenschaft aushalten und warten müssen, und sie hatte sich auch an diese fürchterlichen Tage und Nächte gewöhnt. Nun war all das vergessen. Es kam ihr darauf an, so rasch wie möglich befreit zu werden. Sie mußte raus aus diesem verfluchten Gefängnis, aber würden John und Suko es schaffen?

Sie kannte Mallmann mittlerweile und ging davon aus, daß der Vampir zahlreiche Fallen aufgebaut hatte. Würden John und Suko diese Fallen erkennen?

Mary Sinclair dachte in diesen Augenblicken nicht so sehr an sich.

Sie mußte einfach an ihren Sohn denken, der alles versuchen würde, um sie aus den Klauen des Blutsaugers zu befreien.

Nach dem Gespräch mit ihrem Sohn empfand sie die Stille innerhalb der vier Wände als doppelt so drückend und grausam. Die Wände blieben dort, wo sie waren, aber ihr kam es vor, als hätten sie sich in Bewegung gesetzt, um auf sie zuzuwachsen.

Mary stand auf.

Sie bekam schlecht Luft. Immer wenn sie einatmete, drückte sie den Oberkörper zurück. Mit der Zungenspitze leckte sie sich den Schweiß von den Lippen. Manchmal drehte sich das kleine Fenster vor ihren Augen, da wurden sogar die Gitterstäbe zu einer kompakten Masse, und die Zwischenräume verschwanden.

Mauern, nichts als Mauern – dazu die dumpfe Luft, geschwängert von Fäulnis und Moder.

In ihren Beinen kribbelte es. Sie konnte nicht sitzen und nicht stehen, sie mußte einfach gehen. Wieder lief sie auf das Fenster zu. Es lag hoch, viel zu hoch. Um nach draußen schauen zu können, mußte sie die Gitterstäbe mit beiden Händen umklammern und sich auf die Zehenspitzen stellen. Sie sah einen Teil des Himmels, aber keine Sonne mehr, die sich längst aus der Höhe verabschiedet hatte und mit letzten, schräg fallenden Strahlen nur mehr das Grün der Bäume erreichte.

Die hohen Kronen warfen Schatten, die sich auf dem Hof ausbreiteten. Sie schufen eine fleckige Dunkelheit, die hin und wieder von hellen Stellen unterbrochen wurde.

Die Gefangene drehte den Kopf nach links. Von John und seinem Freund sah sie nichts mehr. Sie wußte, daß beide in dem Haus verschwunden waren und den Weg zu ihrem Verlies suchten.

Aber Mallmann würde lauern. Bestimmt hatte er längst erfahren, wer sich da näherte.

Jane Collins fiel ihr ebenfalls ein. Auch sie würde versuchen, die Gefangene zu befreien. Nur hatte sie von Jane nichts mehr gehört.

War sie in die Falle des Blutsaugers gelaufen?

Tief atmete sie durch. Wind war aufgekommen. Er fand auch seinen Weg in das Gefängnis. Mary Sinclair hielt ihm ihr Gesicht entgegen. Sie hatte auf eine Kühle gehofft, aber der Wind war einfach zu warm. Er paßte zu der drückenden Schwüle, die sich wie ein Teppich über das gesamte Land gelegt hatte.

Bestimmt würde es in der Nacht oder am Abend ein Gewitter geben. Mary hatte mehrere dieser Unwetter erlebt. Dann war ihr die Gefangenschaft noch schlimmer vorgekommen, wenn die Blitze aufzuckten und der Donner krachte.

Die Spannung stieg. Mit dieser Tatsache erhöhte sich auch ihr Herzschlag. Die alte Frau spürte das harte Trommeln, das ihr beinahe den Atem raubte.

In dieser Nacht würde es zu einer Entscheidung kommen, das stand für sie fest.

Es gab drei Möglichkeiten. Entweder blieb sie am Leben, starb oder lief als Vampir umher. Die letzte gefiel ihr überhaupt nicht.

Dann lieber tot sein.

Sie drehte sich hastig um, als sie hinter sich ein Knarren vernahm,

das sie kannte.

Die Tür des Verlieses wurde aufgestoßen. Sie bestand aus dicken Holzbohlen, die auch die langen Jahrhunderte nicht hatten schwächen können. Im ersten Augenblick durchzuckte sie ein Strahl der Freude, weil sie an ihren Sohn dachte, der das Verlies gefunden hatte.

Um so größer war die Enttäuschung, als die Gefangene erkannte, wer sich da mit gleitenden Schritten in das Verlies hineinschob und vor der Tür stehenblieb.

Mallmann, der Blutsauger!

Mary rührte sich nicht. Sie stand vor dem Fenster wie eine Statue.

Das Blut stockte. Es war zu Eis geworden, und ein eisiger Schauer rann auch über ihren Rücken.

Der Vampir rührte sich nicht. Mit seinen rötlichen Augen stierte er sie grausam an. Keine Falte fürchte die glatte Haut. Der Mund war zusammengepreßt, die Lippen bildeten einen Strich.

Es war das Böse, das den Eintritt in ihr Gefängnis gefunden hatte.

Das absolute Grauen, das Menschen verachtende, und sie preßte ihre Hand auf die Herzgegend, als könnte sie so ein heftiges Schlagen vermeiden.

Reden konnte sie nicht, aber sie forschte im Gesicht des Blutsaugers nach Zeichen einer Veränderung. War etwas geschehen, das ihn anders reagieren ließ?

Das Schweigen stand zwischen den beiden unterschiedlichen Personen wie eine dicke Wand, die erst durch die Schritte des Vampirs unterbrochen wurde, als Mallmann auf sie zukam.

Er ging langsam, seine Arme pendelten rechts und links des Körpers. Und er ging wie ein Mensch, der sich seiner Stärke wohl bewußt war. Er war gekommen, um abzurechnen, das wußte Mary Sinclair, ohne daß Mallmann ein Wort hätte zu sagen brauchen. Ihr fiel auf, daß seine Kleidung schmutzig geworden war, als hätte er sich irgendwo auf dem Boden gewälzt.

Einen Schritt vor ihr blieb er stehen und bohrte seinen Blick in ihre Augen.

Mary Sinclair riß sich unheimlich zusammen. Sie wagte kaum, Luft zu holen, aber sie wußte, daß sich etwas verändert hatte. Wahrscheinlich war Mallmann mit John konfrontiert worden.

Er nickte. Das D auf seiner Stirn leuchtete, als wären die Umrisse mit frischem Blut nachgezeichnet worden. Aus seinem fast geschlossenen Mund drang ein heiser klingendes Knurren, bevor er Mary Sinclair mit leisen Worten ansprach.

»Du weißt, was geschehen ist?«

Sie hob die Schultern.

»Lüg nicht, du bist darüber informiert, daß drei Personen gekommen sind, um dich zu befreien. Sinclair, die Collins und Suko.«

Mallmann nickte. »Ja, ich gebe zu, daß ich deinen Sohn erwartet habe. Die Feuer-Furie hat ihn gelockt. Es ist alles so eingetroffen, wie ich es wollte. Nun wird es zur Entscheidung kommen. Es kommt auf ihn und auf dich an, wie sich deine Zukunft gestalten wird, Mary Sinclair. Wenn dein Sohn ohne den Blutstein hier erschienen ist, wirst du es zu büßen haben, das kann ich dir versprechen.«

»Ich… ich weiß es nicht.«

»Du hast mit ihm geredet!«

Mary stritt es nicht ab. »Ja, ich habe mit ihm gesprochen, das stimmt schon, aber ich habe nicht über den Blutstein gesprochen. Sie haben mir nur von ihm erzählt.«

Mallmann nickte. »Er ist ungemein wichtig für mich. Hätte ich Humor, würde ich sagen, wie für Asterix der Zaubertrank. Sinclair weiß nicht, wie wichtig er ist. Ich kann nur hoffen, daß er ihm nicht wichtiger ist als seine Mutter.« Bei diesen Worten streckte Mallmann den rechten Arm aus und machte auch die Finger lang.

Zurück konnte Mary Sinclair nicht mehr, weil sich in ihrem Rücken die Wand befand.

Der Untote bekam ihr Handgelenk zu fassen und umklammerte es mit seinen kalten Totenfingern.

Mary Sinclair schauderte zusammen. Der Strom der Kälte rann von ihrer Hand an aufwärts und erreichte beinahe die Schultern, wo er sich festsetzte.

Er zog sie an sich.

Für einen Moment keimte in ihr das Gefühl auf, bald nicht mehr zu den Lebenden zu gehören, denn wenn er ihren Kopf drehte und zubiß, war niemand in der Nähe, der noch etwas hätte ändern können.

Mallmann griff auch mit der anderen Hand zu. Er nahm sie in die Arme. Dabei befanden sich seine Lippen nicht weit von ihren Ohren entfernt, und Mary versteifte in seinem gnadenlosen Griff.

Festhalten, nie mehr loslassen, hinein in das Reich der Dunkelheit ziehen, so würde es aussehen.

Mary mußte sich überwinden, um sprechen zu können. »Was… was haben Sie mit mir vor?« hauchte sie.

»Das habe ich dir gesagt. Ich will dich eintauschen, verstehst du? Wenn dein Sohn sich stur stellt, werde auch ich mich stur stellen. Das ist klar, oder?«

»Ja, natürlich. Keine Angst, John wird…«

Mallmann senkte den Kopf. »John ist manchmal ein Verrückter, verstehst du? Er ist nicht berechenbar. Er jagt die Mächte des Bösen und wird bestimmt keine Rücksicht kennen.«

»Ich… ich bin seine Mutter!«

Mallmann nickte sehr langsam. »Ich will doch hoffen, daß er es nicht vergessen hat.« Er zog sie noch weiter an sich, ging gleichzeitig einen

Schritt zurück und dokumentierte damit, daß er sie nicht in diesem Verlies halten wollte.

»Wo… wohin gehen wir? Was haben Sie mit mir vor?«

»Du wolltest doch immer raus. Die Chance bekommst du jetzt. Wir erwarten deinen Sohn woanders.«

»Und wo?«

»In der Halle. Ich will es ihm wirklich nicht zu schwer machen. Diese Nacht ist entscheidend.«

Mary Sinclair schwieg. Sie senkte den Kopf. Was sollte sie noch antworten? Willig ging sie hinter dem Blutsauger her, der mit seinen kalten Totenfingern ihr Handgelenk umklammert hielt. Sie hatte den Kopf gesenkt, stierte zu Boden, war mit ihren Gedanken ganz woanders und bekam kaum mit, daß Mallmann sie auf die offene Tür zuführte und mit ihr das Gefängnis verließ.

Ein düsterer Gang umfing sie, der wenig später in der Dunkelheit versackte, weil das Licht der kleinen Öllampe nur das Verlies etwas erhellte und im Gang versickerte.

Die Gefangene konnte nichts sehen, im Gegensatz zu dem Blutsauger. Er fand sich auch in der Finsternis traumhaft sicher zurecht. Als Mary stolperte, hielt er sie fest. Es war der Beginn einer Treppe, die nach oben führte.

»Es sind nicht allzu viele Stufen!« vernahm sie sein Flüstern in der Dunkelheit. »Gib acht.«

Er zerrte sie weiter. Mary ging schnell. Es mußte wohl an ihrer eigenen Schwäche liegen, daß sie wiederum mehrmals die Stufenkanten nicht sah, abglitt, festgehalten und weitergezogen wurde in ein ihr unbekanntes Reich, das über dem Keller lag.

Wie lange war es her, daß man sie dort hergeführt hatte? Sie konnte es nicht sagen, die Erinnerung daran war längst verblaßt. Monate, Wochen oder Jahre – was spielte das für eine Rolle?

Der Vampir zerrte sie weiter. Auf irgendeine Art und Weise kam es ihr gnadenlos vor. Sie fühlte sich so hilflos und ausgeliefert, zudem hatte die lange Gefangenschaft sie geschwächt.

Eine Tür knarrte. Vor ihr entstand ein hellgrauer Fleck. Mallmann zerrte sie über die Schwelle, hinein in einen anderen Raum, der nicht so finster war, denn durch die Fenster fiel noch genügend Tageslicht.

Mary Sinclair, die in den letzten Wochen nur ihr Verlies gewohnt war, kam dieser Raum ungewöhnlich groß vor. Er war mehr lang als breit, besaß zwei Türen, drei Fenster und war nicht eingerichtet. Auf den Steinplatten des Fußbodens zeichneten sich die Abdrücke der Schuhe ab. Selbst die Decke hing wie ein dunkelgrauer Himmel über ihren Köpfen.

Die Tür zum Keller befand sich in einer schmalen Nische. Insgesamt besaß der Raum also drei Ausgänge, was Mary Sinclair sehr wohl

registriert hatte.
Sie gingen so weit, bis sie die Mitte erreicht hatten. Dort stoppte der Blutsauger.
Als er seine Gefangene losließ, atmete Mary auf. Sie wollte zur Seite gehen, aber Mallmann hielt sie fest. »Nein, nicht so, meine Liebe, so nicht!« Seine Hand war wie eine Klammer, die Marys rechte Schulter festhielt.
Beinahe genußvoll zog er die Frau, die keinen Widerstand leisten konnte, zu sich heran. Scharf schaute er in ihr Gesicht. »Hier!« flüsterte er ihr zu, »hier werden wir auf deinen Sohn warten. Hier wird sich dein Schicksal entscheiden.«
Mary wich dem Blick nicht aus. Das Gesicht des Blutsaugers schien von einem grauen Spinngewebe umgeben zu sein, in dem nur das Augenpaar rot leuchtete.
Sie atmete durch die Nase. Wieder klopfte das Herz schneller, dann erwischte sie der Ruck. Mary fiel gegen den kalten Körper des Untoten. Mit einem blitzschnellen Griff umarmte er die Frau, drehte sich und preßte sie mit dem Rücken an sich, während er mit einer Hand ihren Kopf nach rechts drückte, damit sich die Haut auf dem Hals spannte und die Adern hervortraten.
»So werden wir auf ihn warten!« hauchte er. »So erwarten wir deinen lieben Sohn.« Der Blutsauger beugte sich weiter vor. Jetzt reichte nur mehr ein kleiner Ruck, um die Zähne in den Hals bohren zu können.
Mary Sinclair gab keinen Kommentar ab. Sie stand da und atmete durch den offenen Mund. Schwer saugte sie den Atem ein und stieß ihn zischend wieder aus.
Einmal spürte sie, wie Mallmann seine Zahnspitzen über ihre Haut gleiten ließ, und sie erstarrte vor Grauen…

***

Aus einer Person waren drei geworden, dann zu Asche zerfallen und durch den Wind weggeweht.
Mit dieser Tatsache hatten wir uns abzufinden, aber wir glaubten beide, daß dies nicht das Ende war. So wie die Leichen-Ladies zusammengefallen waren, würden sie auch wieder entstehen können.
Suko hatte die Eingangstür aufgestoßen, war in den Bau gehuscht, während ich ihm Rückendeckung gab.
Niemand erwartete uns. Jetzt standen wir endlich innerhalb der Mauern und schauten uns um.
Leere gähnte uns entgegen. Wir sahen einen alten Tisch, der auf dicken, schrägen Beinen stand. Mit schußbereiten Waffen durchquerten wir den Raum, schauten auch hinter den verstaubten Vorhängen nach, ohne eine Spur zu entdecken.
»Hier geht es jedenfalls nicht in den Keller«, sagte Suko und nickte.

»Wir sollten uns doch trennen.«
»Wo willst du hin?«
Er lächelte. »Den Keller muß ich ja dir überlassen, es ist schließlich deine Mutter. Ich werde mal schauen, ob ich eine Spur von Jane Collins finde.« Er ging auf eine Tür zu, die sich als dunkles Rechteck von der Wand abhob. Er öffnete sie, schaute nach und drehte sich wieder zu mir um. »Was liegt dahinter, Suko?«
»Ein Gang, mehr nicht.«
»Kannst du sehen, wo er hinführt?«
»Nein, jedenfalls an der Außenseite des Gebäudes entlang.« Suko lächelte. »Das ist fast wie bei einem richtigen Kloster. Ich sollte ihn mir mal näher anschauen.«
»Ja, tu das!«
»Okay, Alter, halt die Ohren steif. Wir hören wieder voneinander. Wahrscheinlich mußt du noch einmal hinaus und einen anderen Eingang nehmen. Die haben ja mehrere davon.«
Daran hatte ich auch schon gedacht. Einen Lidschlag später war die Tür wieder geschlossen und Suko verschwunden.
Ich blieb noch einen Moment stehen und lauschte in die Stille hinein. Kein Laut durchbrach sie, nur meinen eigenen Atem hörte ich.
Auf der Stelle drehte ich mich um und ging den Weg wieder zurück.
Im Haus war es kühler gewesen, draußen empfing mich wieder die widerliche Schwüle, die meine Kleidung mit einem feuchten Film überdeckte. Weit in der Ferne hörte ich das erste dumpfe Grollen des heranziehenden Gewitters. Der Himmel hatte eine tiefgraue Farbe angenommen. In den Wolkenbänken schimmerten schwefelgelbe Inseln, hinter denen die Sonne langsam unterging.
Es waren die Minuten vor dem Herannahen des Gewitters, vor der gespannten Erwartung, die auch ich spürte, denn der Druck breitete sich in meinem Magen aus.
Neben dem Hauptgebäude des alten Beginenhofs existierten noch Nebenbauten. Sehr klein, auch nicht so hoch, sie wirkten mehr wie Anbauten, die später hinzugekommen waren.
Dort wollte ich nicht suchen, denn das Verlies, in dem meine Mutter steckte, lag im Hauptbau.
Ich trat noch einmal vor das Fenster, um mit ihr zu reden, bückte mich und leuchtete mit der Lampe hinein.
Der Strahl fiel in die Leere, ein Ziel traf er nicht. Trotzdem rief ich meine Mutter.
Sie gab mir keine Antwort.
So gut es möglich war, leuchtete ich das Gefängnis aus, entdeckte aber nur Staub und Spinnweben, das war alles.
Ich richtete mich wieder auf. Es war mir bewußt geworden, daß irgend jemand meine Mutter aus dem Gefängnis geholt hatte. Das

konnte nur Mallmann gewesen sein.

Wo steckten die beiden? Im Haus oder draußen – vielleicht bei den Teichen?

Nein, sie befanden sich im Haus, denn ich hörte Mallmanns Stimme. »John Sinclair! Ich weiß, daß du in der Nähe bist. Ich spüre dich, ich merke deine Ausstrahlung. Komm zu mir, denn ich habe sie!«

Für einen Moment schloß ich die Augen. Mich überkam ein Zittern, und ich gab mir selbst den Befehl, mich zusammenzureißen.

»Wo bist du, Mallmann?«

»Nimm die kleinere Tür, dann wirst du mich sehen können. Aber beeile dich, ich warte nicht gern.«

»Okay, ich komme.«

Die nächsten Schritte legte ich zurück, als befänden sich Eier unter meinen Schuhsohlen. Verdammt, ich konnte das Zittern nicht unterdrücken. In den nächsten Minuten würde sich das Schicksal meiner Mutter entscheiden. Es stand längst nicht fest, daß ich sie retten konnte.

Die Tür gab gräßlich knarrende Geräusche ab, als ich sie langsam aufzog. Hinter mir donnerte es lauter. Noch fiel genügend Licht durch die drei Fenster, um alles sehr gut erkennen zu können.

»Komm ruhig näher, Sinclair, und schließ die Tür!« flüsterte mir Mallmann entgegen.

Ich folgte seinem Befehl, ging zwei Schritte, und auch er löste sich von seinem Standort. Dabei hörte ich es schleifen. Es waren die Füße meiner Mutter, die über den Boden glitten. Sie selbst hing in dem erbarmungslosen Griff des Blutsaugers, und in mir strömte der Zorn hoch wie eine mächtige Woge. Gleichzeitig erkannte ich auch, wie hilflos ich war, denn Mallmanns Vampirhauer befanden sich nicht einmal eine Fingerbreite vom Hals meiner Mutter entfernt…

***

Als Suko die Tür hinter sich geschlossen hatte, wußte er plötzlich Bescheid.

Es war wie eine Idee, die blitzstrahlartig sein Denken an sich riß.

Er wußte jetzt, daß er mit dem eigentlichen Ausgang des Falls nichts mehr zu tun hatte, er war durch seine Tat ausgeklinkt worden. Aber er ging weiter und kehrte nicht um.

Der Gang war kahl. Links lagen die kleinen Fenster. Dahinter waberte die Dämmerung, die wegen des Gewitters viel zu früh eingesetzt hatte. Auch Suko hörte das Grollen des Donners und erkannte, als er durch eine der Luken schaute, einen gezackten Blitz, der in den Erdboden sauste.

Der Gang endete vor einer Tür. Rechts von ihm befand sich ebenfalls eine dicke Mauer, unterbrochen von schmalen Durchlässen.

Dahinter lagen kleine Kammern, in denen zumeist Spinnräder standen. Uralte Geräte, die früher von den echten Beginen benutzt worden waren. Antiquitätenhändler hätten daran ihre Freude gehabt.

Er entdeckte keine Begine.

Leerer konnte ein Bau nicht sein. Mallmann hatte hier die Macht übernommen.

Die Hälfte des Weges hatte er zurückgelegt, als sich die Luft vor ihm veränderte.

Aus dem Nichts entstand das Feuer. Es loderte hoch, warf einen Mantel, hinter dem die Flammenfrau stand.

Suko stoppte seine Schritte.

Daß die Person erschienen war, mußte einen Grund haben. Sie wollte den Inspektor aufhalten.

Er starrte sie an. Sie schaute aus den Flammen hervor und hörte Sukos Frage: »Wer bist du?«

»Rebecca!«

Suko lächelte. »Das ist dein Name, ich weiß. Aber wie bist du entstanden? Du hast einen Körper, aber du hast trotzdem keinen. Ist es dir gelungen, das Feuer zu überwinden?«

Da lachte sie und gab Suko eine Antwort, die schwer zu begreifen war. »Ich bestehe aus dem Staub der letzten Beginen, die hier verbrannt wurden, weil man sie für Hexen hielt. Will Mallmann hat die Asche gefunden, sie mit seinem Blut vermengt und aus ihr wieder drei neue Körper geformt, die sich schließlich zu einem einzigen vereinigen konnten, der resistent gegen das Feuer ist. Die drei Beginen wurden verbrannt, dadurch und durch die Hilfe der Magie ist ihnen die Furcht vor dem Feuer genommen worden. Jetzt kontrollieren sie es, beziehungsweise ich.«

»Dann bestehst du aus drei Personen?«

»So ist es.«

»Aber du siehst nicht aus wie Asche. Du bist auf gewisse Art und Weise schön. Wie hat Mallmann das geschafft?«

»Er füllte mich mit der Asche!«

Suko zuckte zusammen. »Wie bitte?«

»Ja, ich lief ihm in die Quere. Ich trampte durch Europa. Er bekam mich, saugte mein Blut, machte mich zu einer Untoten und füllte mir die Asche der drei Beginen ein. Zusammen mit seinen magischen Kräften entstand eine völlig neue Rebecca, und ich bin froh über mein Schicksal, denn er sagte mir, daß ich von nun an unbesiegbar sei.«

»Das steht noch nicht fest.«

Rebecca lachte Suko an. »Jedenfalls habe ich es verstanden, euch herzulocken, und damit ist viel erreicht worden.« Sie bewegte sich in dem Feuer. Es sah aus, als würde sie zittern. »Der Meister wird den Blutstein bekommen, und wenn er ihn hat, ist er unbesiegbar, das

kann ich dir schwören.«
Suko schüttelte den Kopf. »Unbesiegbare Vampire gibt es nicht, Rebecca.«
»Nicht bei ihm.«
Gelassen holte der Inspektor seine Dämonenpeitsche hervor. Er hielt sie in der linken Hand und schlug einmal einen Kreis über dem Boden. Die drei Riemen rutschten hervor und klatschten auf den Boden. Rebecca wußte nicht, was sie davon halten sollte. »Was ist los?« keuchte sie. »Was hast du denn?«
»Das wirst du gleich spüren.« Suko hob die Peitsche an. Erst jetzt erkannte sie, daß es sich dabei um eine Waffe handelte. Selbst durch den Feuerschleier sah Suko, wie ihre Augen groß wurden. Sie hatte die Zeit für einen Angriff verpaßt und versuchte es trotzdem. Wie ein langer Schleier wehte sie auf den Inspektor zu, der damit gerechnet hatte und blitzschnell handelte.
Er drosch die drei Peitschenriemen der angreifenden Feuer-Furie entgegen.
Sie fächerten auseinander. Genauso hatte er es haben wollen, und Suko ging davon aus, daß die Flammen die Peitsche nicht vernichten konnten. Er irrte sich nicht.
Bevor er die mörderische Hitze spürte, drangen die Riemen hindurch – und erwischten Rebecca.
Als hätte man einen Schwall Wasser über das Feuer gegossen, so rasch erloschen die Flammen. Suko hörte noch ein Zischen und sah gleichzeitig, wie sich die Person veränderte.
Nichts blieb mehr von ihrer Attraktivität zurück. Die glatte Haut alterte in Sekundenschnelle. Rebecca selbst ging noch zur Seite und prallte gegen die Wand.
Es sah so aus, als hätte sie einen harten Schlag abbekommen, denn sie konnte den Aufprall nicht mehr ausgleichen. Die graue Haut verlor an Festigkeit, sie bestand in den folgenden Sekunden nur mehr aus einem rieselnden Gewebe, das ineinanderfiel.
Es fing an den Haaren an, übernahm das Gesicht, und es blieb bei einer Person.
Keine drei Staubfahnen entstanden. Rebecca blieb die Einzelperson und sackte als Staubhaufen zusammen, der auf dem ebenfalls grauen Boden liegenblieb.
Nicht einmal Haare oder Knochen sah Suko, nur mehr Asche, die plötzlich aufglühte wie in Feuer gestreutes Eisenpulver.
Aus und vorbei!
Suko schaute auf die Peitsche. Sie war wieder einmal stärker gewesen als die andere Schwarze Magie.
Seine Pflicht hatte er erfüllt. Ab jetzt galt es, den Freund zu unterstützen. So wie Rebecca vergangen war, sollte auch der Vampir

sterben…

***

Das schlimme Bild prägte sich derart stark ein, daß ich es nie im Leben vergessen würde.

Es war einfach grauenhaft!

Meine Mutter hing in den Klauen eines Vampirs. Ich stand beiden gegenüber und war doch so machtlos. Keine Kulisse umgab uns, nur der leere Raum mit seinen grauen Wänden. Wie zur Untermalung donnerte es ab und zu.

Den Kopf konnte meine Mutter nicht heben, so mußte sie die Augen verdrehen, um mich anzuschauen.

Es war ein Blick, der mir durch und durch ging, der mich erwischte wie eine Lanzenspitze. In ihm lag viel Hoffnung, aber auch die Verzweiflung. Konnte ich ihr helfen?

Ich kam mir vor wie auf einer Insel, getrennt von der schlimmen Wirklichkeit, die dennoch vor mir stand in Form des Vampirs und meiner Mutter. Mallmann hatte seinen Spaß. Das D auf seiner Stirn leuchtete wie ein Fanal. Er bewegte sein bleiches Gesicht, als er sprach. »Sinclair, jetzt bist du da!«

»Sicher, und du wirst sie freilassen, Mallmann.«

»Glaubst du das?«

»Ich könnte dich killen!«

»Mit einer Silberkugel«, hechelte er. »Ja, ich weiß. Aber ich bin schneller als deine verfluchte Kugel. Bevor sie mich erwischt, habe ich längst zugebissen, wenn du verstehst, Hundesohn. Dann ramme ich ihr meine Zähne in den Hals.«

»Versuch es!«

»Nein«, sagte er, »noch nicht. Oder nur dann, wenn du dich nicht an meine Bedingungen hältst. Ich will ihn haben, Sinclair. Ich will den Blutstein. Hast du ihn dabei?«

»Vielleicht.«

»Gib ihn her!«

»Laß meine Mutter frei!«

Das tat er nicht. Statt dessen beugte er sich um eine Winzigkeit tiefer und kratzte mit den Zähnespitzen über die straffe Halshaut, so daß meine Mutter leise aufschrie.

Mir stieg dabei das Blut in den Kopf. Es kam mir vor, als hätte jemand ein Tuch vor meine Augen gezogen.

»Gib ihn her, Sinclair!«

Ich atmete tief durch, zwang mich zur Ruhe. Dieser Hundesohn hatte recht. Er war mir in allen Belangen überlegen. Selbst wenn ich das Kreuz durch das Rufen der Formel aktivierte, konnte er noch schneller reagieren und schon beim Aussprechen der ersten Silbe zubeißen.

Dieses Risiko konnte ich auf keinen Fall eingehen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Blutstein aus der Tasche zu ziehen.

Mallmann veränderte seine Haltung nicht. Nur der Augenausdruck war nicht mehr der gleiche. Gierig schaute er mir dabei zu, und schrak zusammen, als der Stein auf meiner Handfläche lag.

»Ist er das?« fragte ich.

Der Blutsauger lachte. »Ja, das ist er. Das ist der Stein, Sinclair. Endlich.«

»Dann hol ihn dir!«

»Nein, du wirst ihn mir geben. Komm her, gib ihn mir und steck die Beretta weg.«

Erst jetzt wurde mir bewußt, daß ich die Waffe noch immer hielt.

Ich ließ sie verschwinden, was Mallmann mit einem triumphierenden Fauchen kommentierte.

»Warum willst du ihn so dringend haben?« fragte ich. »Welche Geheimnisse enthält er?«

»Blut«, keuchte er mir entgegen. »Der Stein enthält nur Blut. Das Blut der Opfer, das Blut der alten Opfer des echten Grafen Dracula. Verstehst du?«

»In etwa.«

»Her damit!«

Ich ging auf ihn zu. Er veränderte seine Haltung nicht. Nach wie vor hing meine Mutter steif wie ein Brett in seinem Griff, und über ihrer Halshaut schwebten die gefährlichen Hauer des Blutsaugers.

Ich hatte das Gefühl, als würde sich die Zeit verdichten. Die Sekunden liefen anders ab, viel länger und gleichzeitig auch schneller.

Es war komisch. Ich erlebte es nicht mehr so intensiv und kam mir vor wie ein Schauspieler, der in eine Szene hineingestellt wurde.

Klappte es?

Mallmann wartete, er lauerte, er schielte mich an und sagte plötzlich »Stopp jetzt!«

Ich hielt an.

Wenn er wollte, konnte er den Arm nach dem Blutstein ausstrecken. Er tat es auch, drückte sich zur Seite und schob den linken Arm vor, ohne meine Mutter allerdings loszulassen und auch den Griff nur zu lockern.

Er hatte seine bleichen Finger gekrümmt. »Und jetzt leg ihn in meine Hand!«

»Nein, Mallmann, laß sie frei!«

»Gleichzeitig!« keuchte er.

Okay, mit dem Kompromiß konnte ich leben. Ich wunderte mich auch, daß Mallmann nicht meine Entwaffnung verlangte. Irgend etwas war faul an der Sache.

»Ich warte nicht mehr länger, Sinclair.«

»Okay, Blutsauger, ich mache es.«

Dann gab ich den Stein ab. Sehr vorsichtig, als wäre er etwas ungemein Kostbares, legte ich ihn auf die Handfläche des Vampirs. Ich war den großen Trumpf los, aber ich konnte jederzeit wieder zugreifen und Mallmann auch packen.

Da griff er zu – und stieß meine Mutter weg.

Ich hörte sie erschreckt schreien, sah sie fallen und richtete meinen Blick von Mallmann weg, dem diese kurze Zeitspanne genügte. Er schlug mir gegen Hals und Brust, schaffte mich aus dem Weg und rannte auf die Ausgangstür zu.

In diesem Augenblick flog eine der anderen Türen auf. Wie ein Wirbelwind stürmte Jane Collins mit schußbereiter Astra-Pistole in den großen Raum.

»Mallmann!« brüllte sie. »Bleib stehen, du Tier!«

Der Vampir rannte weiter.

Jane nahm Combat-Stellung ein und schoß!

***

Das geweihte Silber hämmerte aus dem Lauf und traf den Rücken des Blutsaugers. Meine Mutter, Jane und ich sahen, wie der Untote zusammenzuckte. Er hätte fallen müssen, zerstört vom geweihten Silber, aber er hielt sich auf den Beinen, rannte noch bis zur Tür und schaffte es sogar, sie aufzureißen.

Es kam wirklich selten vor, daß ich dermaßen perplex und überrascht war wie in diesen langen Augenblicken. Ich war so erstaunt, daß ich nichts tun konnte.

Mallmann floh, obwohl zwei Kugeln in seinem verdammten Vampirkörper steckten.

Er widerstand dem Silber!

Und er taumelte hinaus in den Donner, den Blitz und den ersten Regenschauer.

Als ich mich gefangen hatte, hörte ich ihn grausam lachen. Da stand er schon einige Schritte entfernt, die Hand mit dem Blutstein hocherhoben und gegen den Himmel gestreckt.

Der Stein leuchtete.

Er strahlte in den Vampir hinein und ließ seinen Körper fast durchsichtig werden.

»Er ist mein Retter!« brüllte Mallmann mir entgegen. »Jetzt geht es los. Ich werde Dracula II, Sinclair. Merke es dir!«

Ich schoß, ich wollte mein Kreuz nehmen, als sich Mallmann plötzlich vom Boden erhob, die Arme ausbreitete, die zu regelrechten Flügeln geworden waren, als hätte er sich innerhalb von Sekunden in eine Fledermaus verwandelt.

Halb Tier, halb Mensch, der Kopf war der gleiche. Ein bleiches

Gesicht mit blutroten Augen und einem D auf der Stirn. Dann packte ihn eine Bö und schleuderte ihn regelrecht davon, hinein in den wolkigen Himmel, in das Schwefelgelb, den Donner und die zackigen Blitze.

Scharf hob er sich noch einmal ab, bevor er seine Schwingen ausbreitete und verschwand.

Jetzt wußte ich, wozu er den Blutstein benötigt hatte. Diese Waffe machte ihn resistent gegen geweihtes Silber, und ich hatte dafür gesorgt. Mir war verdammt nicht wohl in meiner Haut.

Aber ich hatte eines erreicht. Das Leben meiner Mutter war gerettet worden…

***

Daß Suko ebenfalls gekommen war, bekam ich nicht mit. Ich hatte nur mehr Augen für meine Mutter, die am Boden hockte und auf die ich zuging. Sie weinte.

So wie ich ihr früher als kleines Kind die Arme ausgestreckt hatte, so zog ich sie diesmal hoch auf die Füße. Sie schaute mich an, ich sah ihr ins Gesicht, ich streichelte sie, wir fielen uns in die Arme und weinten beide.

Worte reichten nicht aus, um die Gefühle zu beschreiben, die es nur zwischen Mutter und Sohn geben konnte.

Das wußten auch Suko und Jane, denn sie verließen lautlos den Raum und stellten sich in den Regen.

»Junge«, flüsterte meine Mutter. »John, bitte, bring mich zurück. Bring mich zurück zu Vater, nach Schottland, ich…«

»Natürlich, Ma«, erwiderte ich mit krächzender Stimme. »Ich bringe dich zurück, und zwar so schnell wie möglich…«

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 596 »Feuer-Furie«